KATHOLISCHE WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT UND KULTUR

Die Tagespost

TÄGLICH AKTUELL AUF
www.die-tagespost.de

13. Februar 2025, Würzburg, Jahrgang 78, Nr. 7 – 4,70 Euro

Ein zweifelnder, aber treuer Diener Gottes

Der Theologe und Religionsphilosoph Romano Guardini wäre am 17. Februar 140 Jahre alt geworden *S. 2/3/30*

140

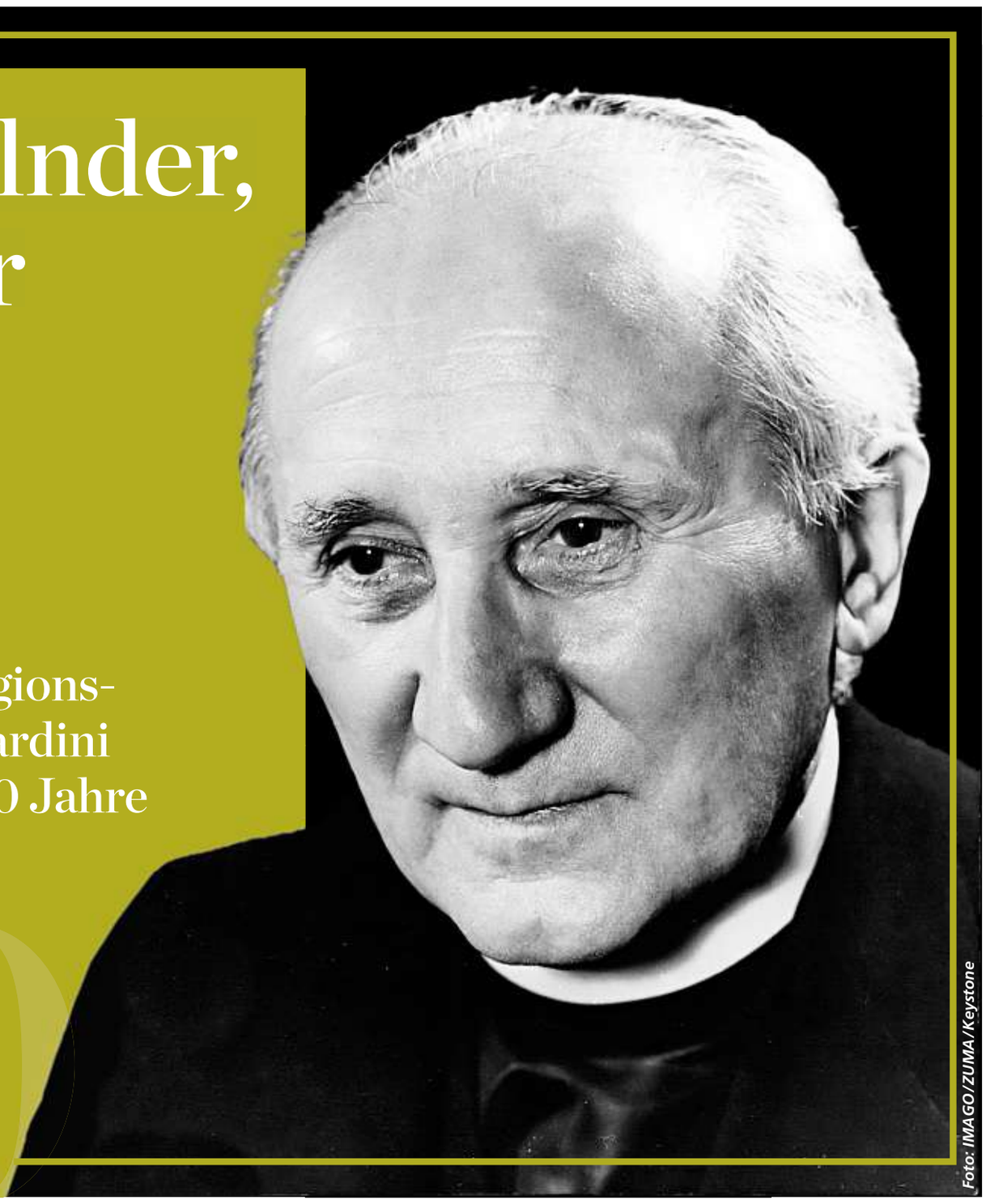


Foto: IMAGO/ZUMA/Keystone

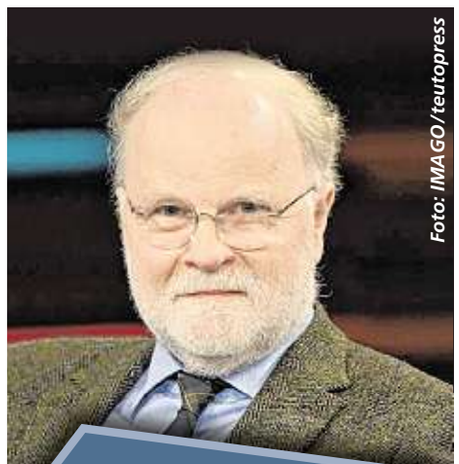


Foto: IMAGO/teutopress

MANFRED LÜTZ
Die Psycho-Logik der Wahl
S. 5

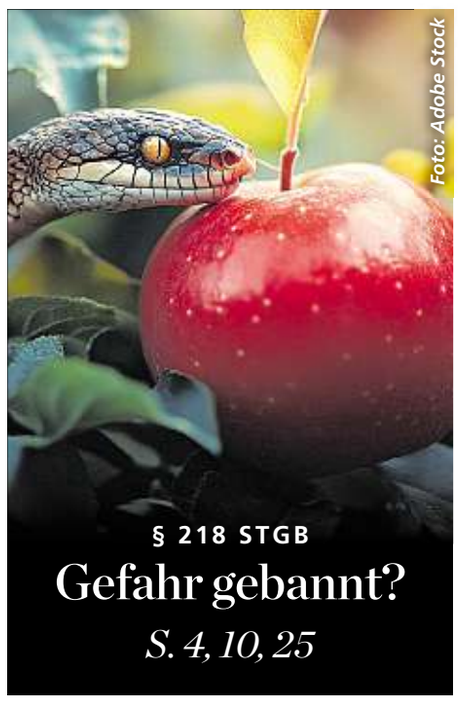


Foto: Adobe Stock

§ 218 STGB
Gefahr gebannt?
S. 4, 10, 25

Die Welt schaut auf Deutschland

Bei den Wahlen geht es nicht nur um deutsche Innenpolitik. Die Wähler bestimmen auch den außenpolitischen Kurs mit. Und der hat Einfluss auf ganz Europa **VON SEBASTIAN SASSE**

Es war besser als beim letzten Mal: Als 2021 Olaf Scholz und Armin Laschet zum Kanzler-Duell im Fernsehen gegeneinander antraten, spielte die Außen- und Sicherheitspolitik so gut wie keine Rolle. Bei der Wiederauflage der Debatte, nun mit den Kontrahenten Scholz und Friedrich Merz, sah es schon anders aus. Zwar war der Außenpolitik kein eigenes Themenfeld gewidmet worden, doch kam vor allem die Lage in der Ukraine immer wieder zur Sprache. Wie sollte es auch anders sein in diesen Tagen. Trotzdem: Dass dieser zentrale Themenbereich mehr oder weniger nur zwischendurch behandelt wurde, ist symptomatisch. In Deutschland ist der öffentliche Resonanzraum für die Fragen der internationalen Sicherheit immer noch viel zu gering. Trotz der weltweiten Krisenlagen – oder vielleicht gerade wegen ihnen? Es scheint manchmal, als sehnten sich die Deutschen angesichts weltweiter Troubles auf eine einsame Insel. Und klar, diese einsame Insel soll Deutschland sein. Psychologisch verständlich freilich ist diese Sehnsucht nach Ferien von der Weltpolitik. Sie wurzelt in historischen Traumata: Die Zusammenbrüche nach zwei Weltkriegen, ganz zu schweigen von den im deutschen Unterbewusstsein tiefsitzenden Ängsten, die noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges herrühren, als das Land zum Schlachtfeld Europas wurde. Kurz: Eine latente „Ohne mich"-Stimmung ist historisch erklärbar, menschlich verständlich, politisch aber unverantwortlich. Sie steht vor allem auch quer zu den Grundentscheidungen, die die alte Bundesrepublik zu jenem soliden Staat gemacht haben, auf den nun so viele nostalgisch zurückschauen.

Diese Stabilität, zumal inmitten des Kalten Krieges, war nicht zum Nulltarif zu haben. Sie hing vor allem mit zwei zentralen außenpolitischen Grundentscheidungen zusammen: Die Westbindung und das Bekenntnis zu einem vereinten Europa waren die Weichenstellungen, die den westdeutschen Staat auf die Schiene gesetzt und den Weg in Richtung Deutsche Einheit geführt haben, sie lenken auch jetzt noch in die Zukunft. Die Freude, vielleicht sogar der Stolz über diese gelungene Geschichte darf aber nicht zur Lethargie führen. Nichts ist selbstverständlich, auch wenn der homo bundesrepublicanensis es denken mag, weil es einfach seiner bisherigen Lebenserfahrung zu entsprechen scheint. Wer glaubt, es reiche aus, irgendwie den Status quo zu halten, der sichert genau eben nicht die Stabilität, er gefährdet sie. Schauen wir zurück, dann wird klar, dass die Bundesrepublik immer, auch wenn sie es selbst nicht wahrhaben wollte, ein weltpolitischer Faktor war. Allein schon wegen ihrer Wirtschaftskraft. Und wegen der Lage - und zwar im wortwörtlichen Sinne: Deutschland, erst recht nach der Einheit, ist von seiner Geographie wie von seiner Größe her zentral für den Kontinent. Eine Schlussfolgerung daraus war, dass Deutschland gemeinsam mit Frankreich zum Motor der europäischen Politik wurde. Doch dieser Motor ist schon lange ins Stocken geraten. Obwohl Emmanuel Macron immer wieder Initiativen startete, aus Berlin gab es keine Antworten. Das war schon unter Angela Merkel so, unter Olaf Scholz ist es so geblieben. Dabei befindet sich Europa jetzt in einer Schlüsselphase. Genau jetzt wird sich entscheiden, ob die EU sich zwischen den USA und China als dritter Faktor etablieren kann. Genau jetzt muss daher Deutschland, am besten im Einklang mit Frankreich, seinen europäischen Motor wieder anlassen. Und genau jetzt haben die Wähler die Chance, der Politik den Zündschlüssel in die Hand zu drücken. Oder auch, ihn zu entziehen. Die Lage ist ernst und deswegen ist eine Anmerkung des Präsidenten der Paneuropa-Union Deutschland, Bernd Posselt, aus diesen Tagen erwähnenswert. Der ehemalige Europa-Parlamentarier warnte vor einem neuen Jalta. Damals hätten die Großmächte USA und Sowjetunion über die Köpfe der Europäer hinweg die Neuordnung ihres Kontinents beschlossen. Wer eine Wiederauflage verhindern will, kann das bei seiner Wahl berücksichtigen.

KOMMENTAR

Kultur des Lebens

VON STEFAN REHDER

Wenn Blicke töten könnten, hätte sich der Sitzungsaal 3.101 des Marie-Elisabeth-Lüders-Haus Anfang der Woche am Ende in ein Leichenhaus verwandelt. Dort fand am Montagsabend nämlich die auf drei Stunden angesetzte und von vielen mit Spannung erwartete „Öffentliche Anhörung" des Rechtsausschusses zum „Entwurf eines Gesetzes zur Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchs" (Bundestagsdrucksache 20/13775) statt (Siehe auch S. 25). Und je ungeschminkter die Kritik an diesem ausfiel, desto vernichtender wurden die Blicke, mit denen nicht wenige Abgeordnete von SPD, Grünen und Linken eine zahlenmäßig unterlegene, fachlich jedoch haushoch überlegene Minderheit der Sachverständigen bedachte. Freundlich im Ton, unmissverständlich in der Diktion und schonungslos in Sache zerpflückte diese das Gesetzesvorhaben nach Belieben und entlarvte obendrein auch noch sämtliche zu dessen Stützung angeführten Narrative der Reihe nach als Potemkinsche Dörfer.

Wahr ist aber leider auch: Dass der Entwurf am Dienstag nicht dennoch in Zweiter und Dritter Lesung im Bundestag beraten wurde, ist keineswegs der vernichtenden Kritik der Sachverständigen geschuldet, die diese an ihm übten, sondern allein der hartnäckigen Weigerung von Union und FDP mit der Einberufung einer Sondersitzung des Rechtsausschusses den Weg dafür freizumachen. Man täusche sich daher nicht. Am Montag hat der Schutz des Lebens ungeborener Kinder dank Schwarz-gelb ein Gefecht gewonnen. Keineswegs jedoch den Krieg. Der wird wohl auch so schnell kein Ende finden. Denn Rot-grün-rot haben in dieser Legislaturperiode viel erreicht und reichlich frisches Blut geleckt. Das Werbeverbot für Abtreibungen wurde von ihnen ebenso erfolgreich geschliffen wie Bannmeilen um Abtreibungseinrichtungen errichtet. Und es spricht viel dafür, dass nur das vorzeitige Aus der Ampel noch Schlimmeres verhinderte. Christen tun daher gut daran, die Anstrengungen für den Aufbau einer „Kultur des Lebens" zu vermehren. Und eine „Kultur des Lebens", die diesen Namen verdient, lässt sich nun einmal nur auf der Basis eines christlichen Menschenbilds erzeugen.

SYRIEN Die Zeitenwende in Damaskus macht den Christen Angst. Viele wollen ihre Heimat verlassen *S. 7*

4 194023 104701 40007

Foto: IMAGO/imagebroker

Genauso wie Jakob mit Gott rang, so wird auch der gläubige Christ Zeit seines Lebens mit Gott ringen, war sich Romano Guardini sicher.

Über den Kampf Gottes mit dem Menschen

Als Romano Guardini sich der Frage der „neuen Schöpfung“ widmete, offenbarte er zugleich sein Gottesbild

VON HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ

Der Theologe und Religionswissenschaftler Romano Guardini (1885 – 1968), dessen Geburtstag sich am 17. Februar zum 140. Mal jährt, hat sich mit Christus, dem „Herrn“, erst in der Mitte seines Werkes befasst; zuvor waren Liturgie und Kirche die großen Themen. Als er dann in den 1930er-Jahren endgültig auf ihn stößt, denkt und erfährt er ihn als Kraft des Werdens. Als Kraft des Ur-Anfangs in der Schöpfung: Der Vater schafft alles durch den Sohn. Dann aber ist Christus tiefer noch der zweite Anfang der Welt – denn Erlösung ist „größer als die Schöpfung“. Und ein dritter Anfang ist angekündigt: Der Menschensohn wird die neue Erde und den neuen Himmel schaffen – apokalyptisch, das heißt: alles aufdeckend.

Mit Christus wird ein „zweiter Anfang“ gesetzt

Von dem „zweiten Anfang“ her skizziert Guardini den „neuen Menschen“, der sich in die Erlösung und Umwandlung der Welt einfügen lässt. Adam und Eva waren zu diesem Werk bestimmt, verfehlten es aber; so muss die Aufgabe erschwert fortgeführt werden, allerdings neu möglich durch die Initiative Christi. Im Werden liegt Freiheit, in der Freiheit entscheidet sich Schicksal, und Guardini wagte es, vom Schicksal Gottes am Menschen zu sprechen. Aber auch vom Schicksal des Menschen an Gott, der sich mit ihm konfrontiert. „Gott ist gar nicht so, daß er eine fertige Wirklichkeit und auszuführende Forderungen entgegenstellt. Sondern er hat die Fülle der fordernden Wirklichkeit und zu erratenden, mit rechter Initiative (...) zu erfassenden Möglichkeit erzeugt. Die Welt wird tatsächlich so, wie der Mensch sie macht.” Vielen gelingt die Zumutung des Neuen nicht, die Heiligen aber wagen es. Ihre Bedeutung „liegt darin, daß in ihrem Dasein der Vorgang der Neuwerdung, bei uns überall verhüllt und gestört, mit einer besonderen Deutlichkeit, Energie und Verheißungskraft durchdringt.“

Neuwerden geschieht bereits im rechten Gebet: „Etwas von Christus zu erkennen oder in der Nähe des Herrn zu weilen, ist in sich schon ein heiliges Geschehen. So oft irgendein Zug seiner heiligen Gestalt lebendig wird, oder ein Wort von Ihm uns berührt, bedeutet schon das ein inneres Werden.“ Daher ist Guardinis Theologie – anders als bei vielen – nicht zuerst Anthropologie, sondern zuerst Rede von der Initiative Christi. Vor ihm hat der Mensch die Knie zu beugen, um dann in ihm herrlich zu werden. Christus ist die Sichtbarkeit Gottes; weder der Vater noch der Geist sind für uns anschaulich. Aber in Christus kann Gott gesehen werden – aus ihm erhebt sich der „neue Mensch“: „Was heißt Glauben? Aus Christus heraus, aus einem Worte, aus seinem Bilde, aus seinem Leben, aus der Kraft seines erlösenden Todes und seiner Auferstehung überzeugt sein, daß die Welt nicht ist, wie sie sichtbar scheint. Sie ist auch das, aber zugleich mehr als das. Sie ist nicht darin versiegelt, sondern durch die Erlösung ist in ihr ein neuer Anfang geschehen.

Von dorther geht eine zweite Schöpfung vor sich. Der Glaube aber hat es daraufhin gewagt und hält fest, daß dieses Werden der neuen Schöpfung sich in jedem Menschen vollziehen kann, durch jedes Wort, durch jedes Geschehen. Quer durch alles hindurch vollzieht sich das Werden des neuen Menschen, der gebildet wird nach dem Bilde Christi, auf die Herrlichkeit der Kinder Gottes hin. Der Glaubende aber stellt sein lebendiges Sein diesem Werden zur Verfügung. Er nimmt es in seine Verantwortung auf. Er selbst wirkt es, ‚zusammen’ mit Gott. Denn es soll sich ja nicht bloß an ihm zutragen, sondern es kann sich nur durch Freiheit verwirklichen; wohl von Gott gewirkt, aber im lebendigen Wollen und Wirken des Menschen, das heißt, in seinem Glauben.“

So sind Welt und Mensch, in die Dynamik Christi gestellt, einander zutiefst verwandt: in Ursprung, im Fall, im Erlöstsein, in der angekündigtenZukunft. Aber diese Dynamik geschieht nicht über den Kopf des Geschöpfes hinweg. Christlich formuliert: In der Begegnung gerade des erlösten Menschen mit der Welt geschieht etwas noch nicht Dagewesenes. „Die Welt ist nicht fertig. Und nicht nur deshalb, weil sie sich noch weiterentwickeln, Dieses und Jenes werden müßte. Es ist tiefer gemeint. ‘Die Welt’ sind nicht die Dinge draußen für sich allein, sondern das, was in der Begegnung zwischen dem Menschen und ihnen wird. (...) Hierin besteht der Schöpferdienst, zu dem Gott den Menschen gerufen hat: daß immerfort, in seiner Begegnung mit den Dingen, die eigentliche Welt werde. (...) Diese Welt wird immerfort; leuchtet auf und erlischt wieder.“ Solches Werden ist Auftrag, Imperativ und Wille des Schöpfers, der sein Geschöpf dabei stark und schaffend sehen will. Der Mensch ist omnipotentia sub Deo, „Allmacht unter Gott“, wie Guardini zustimmend Anselm von Canterbury zitiert.

Not und Segen der Entscheidung: Der Jakobskampf

Weshalb aber hat der Schöpfer gewagt, das gefährliche Instrument freier Entscheidung seinem Geschöpf in die Hand zu geben? Guardini hat dazu 1932 eine großentworfene Deutung versucht anhand von Jakobs Kampf mit Gott. Das 32. Kapitel der Genesis eröffnet einen geheimnisvollen Zusammenhang: Jakob, geflohen vor dem betrogenen Bruder Esau, kehrt nach Jahren in die Heimat zurück, der Segen seines Vaters Isaak hat sich ausgewirkt: Frauen, Kinder, Herden zeigen sichtbar die Huld Gottes; Reichtum hat sich im Überfluss eingestellt. Esau hat den Betrug nicht vergessen und zieht ihm entgegen; Jakob bleibt am sicheren Ufer zurück, denn er fühlt den Kampf voraus. Wird der sichtbare Segen anhalten oder wird Jakob erschlagen? Anstelle des Bruders aber, dem er ausweicht, ringt plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, ein Unbekannter mit ihm – ein Engel, ein Bote? Oder Gott selbst? Zu dem Unbekannten gehört schon, dass diese Frage sich nicht schließt, auch am Ende nicht.

Der Kampf ist sonderbar: „ein dunkles Ineinander von Übermacht und Schwächersein zugleich“. Jakob siegt nach der endlosen Nacht, aber er hinkt, denn der andere hat seine Übermacht leichthin demonstriert – er brauchte Jakob nur zu berühren. Aber auch umgekehrt: Jakob hinkt, aber er siegt, denn der mächtige Unbekannte zeigt sich am Ende überwunden. Die Sonne geht auf, und Jakob trägt

Foto: IMAGO/Schöning

Romano Guardini (1885–1968) war ein deutsch-italienischer Theologe, Philosoph und Priester, der als einer der bedeutendsten Denker des 20. Jahrhunderts gilt. 1910 zum Priester geweiht, spielte Guardini eine zentrale Rolle bei der Erneuerung der Liturgie: Sein Werk „Vom Geist der Liturgie“ (1918) hatte großen Einfluss auf das Zweite Vatikanische Konzil. Zudem beschäftigte er sich (auch im Dialog mit Denkern wie Sokrates, Dostojewski und Kierkegaard) mit dem Wesen des Menschen und dem Verhältnis des Christen zur modernen Welt – gleichzeitig brachte er Zeitgenossen in zahlreichen Büchern und Schriften den christlichen Glauben nahe. Guardinis Denken und Werk, wie zum Beispiel das Christus-Buch „Der Herr“ (1937), beeinflusste unter anderem den jungen Joseph Ratzinger.

den neuen Namen Israel; damit trägt er eine neue Bestimmung und wird so ein zweites Mal und diesmal rechtmäßig den Bruder bezwingen, nämlich durch Versöhnung.

Jakob ist nach Guardini einer der Großen in den Stationen des Heils, ein Mann der Kraft und Schläue. Er gerät in das Geheimnis Gottes, in die schwer zu bestehende Nähe zu Gott und wird darin gezeichnet. Er ist Begründer eines königlichen und hinkenden Geschlechts, das bis zum heutigen Tage fortdauert. Kann man aber mit Gott wirklich kämpfen? Gibt es wirklich eine Entscheidung für ihn oder gegen ihn? Guardini sieht in der biblischen Überlieferung ein Doppeltes: Sie kennt Gott als den, dem nichts widersteht. Sie kennt ihn aber auch als den, der seine Übergröße zurücknehmen kann. Der Souverän kann bittend kommen – im Maß des Menschlichen, er lässt sich fragen und gibt Auskunft. In der Jakobsgeschichte ist beides verbunden: der Unwiderstehliche und der Bezwingbare. Was bedeutet es, dass er hier im Kampf kommt, dabei siegt und doch nicht siegt?

Offenbar will er, so Guardini, dass der Mensch mit ihm kämpft, ja in geheimnisvoller Weise ihn bezwingt. Hier öffnet Guardini eine wunderbare Aussage: Gott will den Menschen ringen sehen – gerade weil er ihn als sein Bild geschaffen hat. Denn das gehört zum Ebenbild: nicht als Marionette und Befehlsempfänger geschaffen zu sein, mit dem Gott leichtes Spiel hätte, sondern als Freier, Starker zu leben, zu schaffen, zu gestalten, was zum eigenen Leben dient. Hier liegt die wunderbare Herausforderung zur Entscheidung: Die Liebe will, dass man mit ihr kämpft, dass man um Klärung für sein eigenes Leben kämpft, dass man sich kämpfend mit allen Fragen auf Gott einlässt. Es ist Liebe, die den Menschen nicht als bloßes Kind will. Natürlich gibt es das kindliche Dasein, das Gott nahesteht und dem er sich in rein vollendender Weise kundgibt. So muss man sich wohl die Kinder denken, die früh sterben: Guardini meint, dass Gott hier etwas an der Lebensleistung ergänzt oder dass ein solches Leben als reine Gabe abgepflückt wird. Aber das normale Dasein kennt nicht diese frühe Begabung und Vollendung. Die Normalität besteht im Treffen auf Widerstände, Querliegendes auch im eigenen Herzen. Die mitgegebene Natur, der Umgang mit Freunden und Gegnern will bestanden werden, und das macht einerseits müde, andererseits ruft es unentbundene Kraft heraus.

Die Geschichte Jakobs klärt auf, dass in den Widerständen – zunächst ist ja nur der Bruder und Feind Esau erwartet – ein anderer uns antritt oder anspringt: ein Geheimnisvoller, der sein Visier nicht lüftet. Und er zeigt Macht: Wollte er, so würden wir unterliegen; er zeigt aber auch Bezwingbarkeit: Wollen wir, so können wir eine ganze Nacht lang kämpfen und ihn um Segen bitten. Dieses Ineinander von Herausforderung und Segen, von Widerstand und Sieg, von Nacht und schließlichem Sonnenaufgang ist eine Botschaft vom Wesen Gottes und Wesen des Erwählten. Was als Widerstand und scheinbare Zerstörung kommt, kommt – wenn der gute Kampf gekämpft ist – als Segen. Gottes Macht kommt nicht zerbrechend. Sie fordert ein Äußerstes an Kraft, aber sie überwältigt nicht. In der Gestalt des Widerstandes will sie als Liebe erfasst werden.

Gott will im Glauben Freie, keine Befehlsempfänger

Dies als Ermutigung für die kommenden Generationen, in der Nacht des Kampfes wie Jakob auszuhalten, bis die Sonne aufgeht. Es ist ja alles erkämpft, im Ringen gegen ihn, mit ihm. Gerade so fordert er den Menschen heraus zur „Annahme seiner selbst“, zum Wachsen zur Größe, zum Ringen mit seinem Ursprung. Dass der Mensch nicht zu einem Automatismus verurteilt ist, sondern sich entscheiden, zur eigenen Kraft greifen kann, sieht Guardini als eine der gewaltigsten unter den großen Gaben des Ebenbildes.

Das scheint die Mitte von Guardinis Denken zu treffen: sein eschatologischer Blick auf das gegenseitige Ringen von Gott und Mensch. Aufbrechen aus dem Dunkel der Sünde heißt, sich in die Herausforderung Christi zu stellen, auf Ihn hin neuwerden zu wollen. Mit aller Kraft - denn es gehört zur Größe der Gnade, dass sie unsere Mitwirkung wünscht. Im dritten Neuwerden der Schöpfung am Ende der Zeit werden diese noch undurchschauten Zusammenhänge endlich geöffnet. „Gott muß uns ‚unbekannt’ sein. Doch gerade seine Unbekanntheit geht uns an. Sie ist das Kostbarste. Sie verheißt uns Heimat. Unsere Seele wittert im Unbekannten das Eigentliche, woraus sie lebt, und den Ort, wo sie hingehört.“

Foto: Christian Schranner Photography

„Es ist nichts Verwerfliches, zu zweifeln“

Der Postulator für diözesane Seligsprechungsverfahren in der Erzdiözese München und Freising, Johannes Modesto, erklärt, warum Romano Guardini ohne Zweifel ein würdiger Seliger ist VON REGINA EINIG

Herr Modesto, wer sind die treibenden Kräfte hinter dem Seligsprechungsverfahren für Romano Guardini?
Es gibt zwei Gruppen, die sich für die Seligsprechung Romano Guardinis einsetzen: In Deutschland ist das eine Gruppe um die Guardini-Expertin und Religi-onsphilosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz. Die andere Gruppe stammt aus Isola Vicentina in Italien, dem Wohnsitz der Eltern von Guardini, wohin er sich in den Semesterferien zur Vorbereitung seiner Vorlesungen und Veröffentli-chung seiner zahlreichen Schriften zurückgezogen hat. Dort beschäftigt sich Frau Giuliana Fabris mit Gleichgesinnten schon lange mit Guardini. Frau Fabris hält schon seit vielen Jahren in Vicenza an der Theologischen Hochschule in Monte Berico Vorträge über ihn. Beide Gruppen haben Kardinal Marx einmal besucht und sich stark für die Seligsprechung eingesetzt. Es gibt auch mehrere einzelne Anträge, aber diese beiden Gruppen gaben die Initialzündung.

Voraussetzung für die Seligsprechung ist unter anderem eine gewisse Verehrung der Gläubigen in der Region. Woran machen Sie Guardinis Volkstümlichkeit in Bayern und seiner Heimat Italien fest?
Gedenkgottesdienste für Guardini sind immer gut besucht. Schon bevor das Seligsprechungsverfahren eingeleitet wurde, gab es in St. Ludwig in München – dort ist er begraben – zum Beispiel einmal einen Gottesdienst anlässlich seines Namenstags, zu dem erstaunlich viele Leute kamen. Wenn ich mich umhöre und auf Zeugensuche begebe, bekomme ich sehr viele positive Rückmeldungen. Darunter befinden sich auch Menschen, die Guardini noch selbst in St. Ludwig oder in der Münchner Universität gehört haben. Von daher ist eine „fama sanctitatis“ schon gegeben. Das habe ich auch zur Prozesseröffnung nach Rom mitgeteilt. Das wurde auch so akzeptiert.

Guardini hat zahlreiche Schriften verfasst. Wie sieht die Aktenlage aus, die Sie für die Seligbesprechung prüfen? Wird alles, was jemals aus seiner Feder geflossen ist, nochmal gegengelesen? Oder klammern Sie Dinge aus?
Texte auszuklammern geht grundsätzlich nicht, denn die Vorschriften aus Rom – „Sanctorum Mater“, die Instruktion bezüglich des Ablaufs der diözesanen Ermittlungsverfahren bei Heiligsprechungsprozessen – legt fest, dass möglichst alle veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften eingesehen und geprüft werden müssen. Deswegen ist es nicht möglich, etwas wegzulassen. Wir müssen nach bestem Wissen und Gewissen versuchen, alle veröffentlichten und unveröffentlichten Dokumente in den Blick zu nehmen. Eine andere Frage ist, ob wir wirklich alles bekommen. Wir sind schon lange Zeit mit der Dokumentenzusammenstellung beschäftigt und es tauchen dennoch immer wieder neue Schriftstücke auf, von denen man vorher nichts wusste, weil sie eben unveröffentlicht waren, die aber durchaus interessant sind. Es ist jedoch bislang auch nichts Sensationelles dabei, was man sich vorher überhaupt nicht vorstellen konnte. Ich bitte um Verständnis, dass ich keine Details nennen kann, weil wir zur Verschwiegenheit verpflichtet sind.

Was spricht aus Ihrer Sicht in unserer Zeit, in der das Glaubenswissen schwindet, für die Seligsprechung eines akademischen Theologen, dessen Werk der Breite der Kirchgänger nicht so leicht zugänglich ist?
Der Inhalt seiner Schriften spricht dafür, denn er hat versucht, die wichtigsten Grundlagen unseres Glaubens in verständlicher Sprache für die Leute zu formulieren. Ich denke zum Beispiel an Guardinis Buch „Der Herr“, das vielen Leuten geholfen hat, wieder zum Glauben zu finden, weil die Person Jesu in einer verständlichen und gleichzeitig positiv-emotionalen Art gezeichnet wird. Er hat Meditationen zum Rosenkranz, über das Vaterunser, über das Ave Maria und viele Themen der Volksfrömmigkeit geschrieben und in seiner sehr erlesenen Sprache trotzdem gut verständlich formuliert. Und das spricht viele Leute an. Auch hat er sich meines Wissens als einziger Theologe einmal intensiv mit gewichtigen Autoren wie Sokrates, Platon, Dante, Dostojewski, Pascal, Rilke, Nietzsche, Kierkegaard, Mörike und Hölderlin auseinandergesetzt, diese literarische Welt auf die Folie des Christentums gelegt und nach gegenseitigen Übereinstimmungen, Unterschieden und Möglichkeiten gesucht, um daraus zu lernen. Das ist eine sehr spannende und fruchtbare Auseinandersetzung, die bis heute nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Guardini berichtet in seiner Autobiografie auch über seine Bekehrung, nachdem ihm sein Kindheitsglaube fraglich geworden sei. Wie bewerten Sie das?
Es ist ja nicht ungewöhnlich, dass sich ein tiefgläubiger Mensch auch immer wieder mit Glaubenszweifel auseinanderzusetzen hat und mit dem Glauben ringt. Das wissen wir von Mutter Teresa, Therese vom Lisieux und anderen großen Gestalten. Aber gerade das Ringen mit dem Glauben hat ihm ermöglicht, dann umso tiefer einzusteigen in das Geheimnis der Menschwerdung, des Leidens und der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus. Es ist nichts Verwerfliches, zu zweifeln und mit sich zu ringen, um dann gefestigt wieder den Glauben leben und verkünden zu können.

Mutter Teresa und Therese von Lisieux sind durch Zeiten innerer Dunkelheit ge-gangen. Auch Guardini hat sich Schwermut bescheinigt und hat das Gefühl, Gott antworte ihm nicht, gekannt. Was bedeutet das für den Leser heute?
Guardini hat diese Zeiten in seiner Schrift „Vom Sinn der Schwermut“ beschrie-ben. Daraus können heute viele Leute etwas lernen und werden ihre Erfahrungen auch widergespiegelt sehen. Das macht ihn sicher zusätzlich noch interessant, weil er die Schwermut trotzdem immer auch vom Standpunkt des Glaubens aus betrachtet. Das ist natürlich ein zusätzlicher Pluspunkt und zugleich eine große Schnittmenge mit den Lesern heute.

Was macht Guardini zu einem Heiligen?
Zum einen sein lebenslanges Ringen um die Geheimnisse des Glaubens – so weit es Menschen möglich ist –, zu erfassen und zu Papier zu bringen. Zum anderen auch seine bedingungslose Treue zur Kirche. Romano Guardini hat immer gesagt, die Kirche ist für ihn die legitime, authentische und einzige Trägerin der Offenbarung. Aus dieser Position hat er immer geschrieben und gehandelt. Des-wegen gab es auch nie irgendeinen größeren Konflikt mit irgendwelchen kirchli-chen Vertretern oder Institutionen. Wenn es mal Meinungsverschiedenheiten gegeben hat, dann wurde sie auf sachlich korrekte Art gelöst.

In der Laudatio zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1952 lobt Ernst Reuter Guardini für seine Friedensarbeit. Allerdings merkt man dieser Rede nicht an, dass hier ein Christen ausgezeichnet wird. Haben die Zeitgenossen Guardini eher als Philanthropen wahrgenommen denn als Jünger Jesu?
Ich habe nicht den Eindruck, dass Guardini „nur“ als Philanthrop wahrgenommen wurde, sondern immer als Christ, weil er sich auch immer zu seiner christlichen Position bekannt hat. Er war katholischer Priester und hat auch regelmäßig Gottesdienste zelebriert. Ich wüsste nicht, dass er irgendeinen Versuch unternommen hätte, nicht als Christ und als katholischer Priester wahrgenommen zu werden. Warum Ernst Reuter diesen Aspekt nicht so betont, weiß ich nicht. Möglicherweise hängt das mit seiner sozialistischen Prägung zusammen.

Wie begründet die Kirche den heroischen Tugendgrad bei einem Priester, der sich mit 54 Jahren vorübergehend ins Privatgelehrtendasein zurückgezogen hat? Anders gefragt: Wie überzeugend wäre ein seliger Romano Guardini im Vergleich zum seligen Dompropst Bernhard Lichtenberg, dem seligen Kardinal Graf von Galen, dem seligen Pfarrer Otto Neururer oder dem heiligen Maximilian Kolbe für Christen heute angesichts der Bedrohung des Lebens durch Abtreibung, Euthanasie und Antisemitismus, die Christen zum öffentlichen Be-kenntnis herausfordert?
Hier ist eine Begriffsklärung notwendig: Unter dem „heroischen Tugendgrad“ versteht man die Ausübung der drei theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe sowie der vier Kardinaltugenden Mäßigung, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Klugheit in überdurchschnittlicher Weise, das heißt: heroisch. Dies kann auch ein Bekenner, also jemand, der eines natürlichen Todes gestorben ist, erfüllen. Guardini hat seine christlich-katholischen Glaubensüberzeugungen in seiner ruhigen Art in seinen Predigten und seinen Veröffentlichungen eindrucksvoll dargelegt. Er ist eher ein intellektueller angehender Seliger.

Für die Seligsprechung braucht es ein Wunder. Sind schon Gebetserhörungen gemeldet worden, die dafür in Betracht kommen könnten?
Bei der Seligsprechung für einen Märtyrer ist kein Wunder nötig, bei der für einen Bekenner schon „zur göttlichen Bestätigung des gelebten heroischen Tugendgrades“ (Benedikt XVI.). Bei Guardini lassen wir gerade ein Vorgutachten über ein mutmaßliches Wunder erstellen.

Was überzeugt Sie persönlich davon, dass Guardini ein vorbildlicher Christ gewesen ist?
Es gibt sehr viele vorbildliche Christen, die keine Märtyrer waren oder sind. Guardini hat immer nach Kräften versucht, das zu leben, war er auch gelehrt hat (der Bereich der Liturgie, den er theoretisch und praktisch jahrelang bearbeitet hat („Vom Geist der Liturgie“, „Liturgie und liturgische Bildung“)..., die zentralen Fragen des Glaubens (zum Beispiel „Der Herr“, „Vorschule des Betens“, „Jesus Christus“, „die Mutter des Herrn“, Offenbarung...) ethische und politische Fragen – zum Beispiel die von Ihnen angesprochene Frage des § 218 in seinem ausführlichen Artikel „Das Recht des werdenden Menschenlebens“, seine umfangreichen Ethikvorlesungen aus der Münchner Zeit, „Europa – Wirklichkeit und Aufgabe“, die „Macht“ und vieles andere mehr. Mit seinen zahlreichen inhaltsreichen und tiefgehenden Veröffentlichungen hat Guardini damals einen beachtlichen Radius erreicht. Er war ein anerkannter und geschätzter Priester, Theologe und Philosoph. Davon geben seine immer vollbesetzten Vorlesungen im Auditorium Maximum in der Pfarr- und Universitätskirche St. Ludwig in sei-ner Eigenschaft als Universitätsprediger beredtes Zeugnis. Auch hat er sich nach den bislang gewonnenen Erkenntnissen nie eines gravierenden Fehltrittes schuldig gemacht. Seine theologische und spirituelle Aussagekraft ist nach wie vor immens, ebenso sein Wissen.

218: Bischöfe gegen Liberalisierung

BONN (DT/KNA) Die katholischen Bischöfe haben ihre Kritik an einer möglichen Liberalisierung der Abtreibungsregeln bekräftigt. Ein entsprechender Gesetzentwurf nehme den Schutz des ungeborenen Kindes deutlich zurück, heißt es in einer am vergangenen Freitag in Bonn verbreiteten Stellungnahme des Vorsitzenden, Bischof Georg Bätzing. Hintergrund war die Abhörung zu dem Gesetzentwurf im Rechtsausschuss Anfang dieser Woche (Siehe dazu S. 25). Zu einer Abstimmung vor der Bundestagswahl dürfte es nicht mehr kommen. „Der vorgelegte Gesetzentwurf betont zu Recht die grundrechtliche Stellung der Frau." Das Leben des Ungeborenen könne ohne die Mutter nicht geschützt werden, dürfe aber nicht ignoriert werden, heißt es. Der Gesetzentwurf verhalte sich zu der grundrechtlichen Position des Kindes aber nicht ausdrücklich. „Stattdessen werden das vollgültige Lebensrecht des Kindes von Anfang an und die ihm zukommende Menschenwürde infrage gestellt." Die Bischöfe sehen eine „eklatante Gefahr, dass bei Verabschiedung dieses Gesetzentwurfs ein abgestuftes Konzept der Schutzwürdigkeit menschlichen Lebens in die Gesetzgebung Eingang fände". Das wäre aus ihrer Sicht ein hoch problematischer verfassungsrechtlicher Paradigmenwechsel mit Auswirkungen auf andere Rechtsbereiche. „Die mit unserem Grundgesetz verbundene und damit auch die Gesetzgebung und die Rechtsprechung bestimmende Ethik des menschlichen Lebens würde dadurch in höchst bedenklicher Weise umgestürzt." Außerdem wird kritisiert, dass eine Verortung im Strafrecht nahezu vollständig aufgegeben würde. Die Beratung der Schwangeren dürfte sich nicht mehr daran orientieren, zur Fortsetzung der Schwangerschaft zu ermutigen. Auch entfiele die dreitägige Wartefrist zwischen Beratung und Abtreibung. gerungen.

Siehe auch Seite 10

Der Vorsitzende der Bischofskonferenz, der Limburger Bischof Georg Bätzing, gab eine Stellungnahme ab. *Foto: Imago/Kristina Schäfer*

Wiener Kipppunkte

Bei den äußerst fragilen Koalitionsverhandlungen in Österreich geht es durchaus um Politik, nicht bloß um Posten: Die Verankerung der Alpenrepublik in der westlichen Wertegemeinschaft steht auf dem Spiel **VON STEPHAN BAIER**

Noch nie brauchten Österreichs Parteien nach einer Wahl so lange, um eine Regierung zu bilden: 129 Tage waren der Rekord, der jedoch in der Vorwoche überboten wurde. Das liegt daran, dass die zunächst auf die erste Dreier-Koalition Österreichs zielenden Verhandlungen von ÖVP, SPÖ und NEOS kurz nach der Jahreswende scheiterten. Und nun knirscht und kracht es in den (bei Redaktionsschluss noch andauernden) Verhandlungen von FPÖ und ÖVP, die inhaltlichen Differenzen sind gewaltig, der Ton wird immer rauer, eine Vertrauensbasis zeichnet sich nicht ab.

Die FPÖ, die die Nationalratswahl am 29. September 2024 mit 28,8 Prozent gewann, also einen Partner zum Regieren braucht, stellt – ebenfalls erstmals – den Kanzleranspruch, doch sie will unbedingt auch das Finanz- und das Innenministerium. Das Finanzministerium ist in Österreich, wo es im Gegensatz zu Deutschland keine Richtlinienkompetenz des Kanzlers gibt, ein Schlüsselressort, das mit einigem Geschick den übrigen Ministerien eine längere oder kürzere Leine lassen kann. Das Innenministerium wiederum steuert die Polizei, ist in der Asyl- und Migrationspolitik federführend und zudem für FPÖ-Chef Herbert Kickl eine Prestigefrage, weil er als Innenminister vom damaligen ÖVP-Kanzler Sebastian Kurz unfreiwillig abserviert wurde.

Der ÖVP scheint das zu viel Machtverlust, denn sie kontrolliert derzeit Bundeskanzleramt, Innen- und Finanzministerium – weiß also sehr wohl um deren Gewicht. Doch es geht nicht bloß um Posten, sondern um Politik: Die bekennende „Europapartei" ÖVP ist etwa daran interessiert, die EU-Agenden keinesfalls Kickl zu überlassen; und tatsächlich war die FPÖ am Mittwoch bereit, die EU-Kompetenz aus dem Kanzleramt ins weiterhin ÖVP-geführte Außenministerium zu transferieren.

Dennoch stehen die Verhandlungen seit Tagen auf der Kippe, denn letztlich geht es um die Ausrichtung Österreichs, und um die Radikalität jener Kurswende, die die FPÖ anstrebt – und die ÖVP abfedern will. Mehrere ÖVP-Granden warfen der FPÖ zuletzt einen „Machtrausch" vor. SPÖ und NEOS boten sich der ÖVP erneut für Gespräche an. Die NEOS wäre sogar zu einer Minderheitsregierung mit der ÖVP bereit. Denn wenngleich die Verhandlungen nach Unterbrechung und Konsultationen bei Bundespräsident Alexander van der Bellen, der – wieder im Gegensatz zu Deutschland – eine moderierende Rolle bei der Regierungsbildung besitzt, in dieser Woche fortgesetzt wurden, bleiben riesige Differenzen.

Vertrauen ist in gut vier Wochen der Verhandlungen zwischen ÖVP-Chef Christian Stocker und FPÖ-Chef Herbert Kickl nicht gewachsen. Auch weltanschaulich gibt es breite Gräben zwischen FPÖ und ÖVP. *Foto: Imago/photonews.at*

Ein am Wochenende publik gewordenes Protokoll des Verhandlungsstands, das der „Tagespost" vorliegt, zeigt in bunten Farben, wo die Streitpunkte liegen: So sperrt sich die FPÖ gegen ein Bekenntnis zur Europäischen Menschenrechtskonvention, zur EU-Grundrechtecharta wie zur Rechtsprechung des Europäischen Menschenrechtsgerichtshofs und des Europäischen Gerichtshofs, also der Höchstgerichte von Europarat und EU. Die FPÖ wehrt sich gegen eine neue EU-Schuldenaufnahme, gegen neue Eigenmittel für die EU und gegen das debattierte Schuldenmachen für einen europäischen Verteidigungsfonds.

Stattdessen fordert die FPÖ die „Prüfung der bestehenden Russlandsanktionen auf ihre Auswirkungen auf den österreichischen Wirtschaftsstandort", um „österreichspezifische Ausnahmen bei nächstmöglicher Gelegenheit" verhandeln zu können. Mehr noch: Die FPÖ will sogar die Beitrittsverhandlungen der EU mit der Ukraine stoppen: „Beitrittsgespräche mit Ländern, welche sich in einem Krieg befinden, sind nicht zu führen", heißt es da.

FPÖ will der Kirche und Vereinen ans Geld gehen

In der Migrationspolitik, wo sich FPÖ und ÖVP nach Ansicht ihrer Kritiker weithin ähneln, ist der Dissens besonders offensichtlich. So fordert die FPÖ eine Verschärfung des EU-Migrationspakts mit dem Ziel, die EU-Außengrenzen zu schließen, die Legalisierung von „Push-Backs" an der EU-Außengrenze und eine Reform des Schengen-Systems, „damit jeder Mitgliedstaat nach eigenem Ermessen unbefristet Kontrollen an seinen nationalstaatlichen Grenzen durchführen kann". Rot markiert – also ungeklärt – ist in diesem Protokoll auch der „Kampf gegen jede Form von Extremismus (links, rechts, politisch oder religiös) und Setzen von klaren und harten Maßnahmen u. a. im Vereins- und Versammlungsrecht" und „Untersagungsmöglichkeiten" gegen „demokratiefeindliche Parteien" sowie die „Errichtung eines Österreichischen Holocaust-Museums als Sammlungs-, Bildungs-, Forschungs- und Gedenkort".

Verhandlungsbedarf herrscht laut diesem Protokoll, das die FPÖ mittlerweile als veraltet bezeichnet, auch bei der „Aufarbeitung von Corona-Maßnahmen innerhalb aller Bereiche der Justiz". Zur Erinnerung: Die ÖVP stellte während der Corona-Krise stets den Bundeskanzler (Kurz, Schallenberg, Nehammer) und zeichnete gemeinsam mit den Grünen, die den Gesundheitsminister stellten, für die Corona-Maßnahmen verantwortlich, während die FPÖ die Speerspitze der Maßnahmen-Kritik bildete. Kein Wunder, dass über die Forderung nach Entschädigungszahlungen, Schmerzensgeld und Schadensersatz an Bürger und Unternehmer, „die durch die Covid-Gesetzgebung geschädigt wurden" wie für „Bürger, die unter Impfschäden durch die Covid-19-Impfungen leiden" nun ganz viel debattiert werden müsste.

Aber auch Themen, die die Kirche betreffen, spiegeln einen Dissens zwischen ÖVP und FPÖ. So wehrt sich die ÖVP dagegen, den Straftatbestand der „Herabwürdigung religiöser Lehren" (§ 188 StGB) einfach zu streichen. Vom Tisch sein dürfte nach Angaben aus Verhandlerkreisen die FPÖ-Idee, die steuerliche Absetzbarkeit von Kirchenbeiträgen (derzeit bis 600 Euro jährlich) zu streichen oder die Befreiung der Kirchen von der Grundsteuer (geltend für Liegenschaften, die für Gottesdienst, Seelsorge und Verwaltung genutzt werden) abzuschaffen. Beide Ideen sorgen in Kirchenkreisen für erhebliche Aufregung. Beides hätte die christdemokratische ÖVP einem Gutteil ihrer Wählerschaft wohl kaum schmackhaft machen können.

Strittig ist die Einschränkung der steuerlichen Absetzbarkeit von Spenden an gemeinnützige und mildtätige Vereine. Der Generalsekretär der Bischofskonferenz, Peter Schipka, meint, die FPÖ übersehe, dass die Spendenabsetzbarkeit für gemeinnützige Vereine und für den Kirchenbeitrag den Staat entlastet: „Würden die Vereine und die Kirchen ihre Tätigkeiten einschränken, die für die Gesellschaft so wichtig sind, dann müsste der Staat dafür einspringen." Der Kirchenbeitrag sichere ein Netz, das Menschen in ihrer religiösen Suche und der Seelsorge diene, und Hilfe für Menschen biete, die in Not geraten sind, so Schipka. Die von der FPÖ gewünschten Streichungen bei der Absetzbarkeit für Spenden und Kirchenbeiträge seien „wirtschaftlich unklug", denn der Staat spare Geld, wenn durch Spenden Musik-, Sport- und Tierschutzvereine oder Rettungsdienste finanziert werden. Schipka wies darauf hin, dass die volkswirtschaftlichen Leistungen der Kirche ein Vielfaches vom möglichen Steuerentgang betragen. Geeinigt haben sich ÖVP und FPÖ laut Protokoll auf die Kürzung der Gelder für Entwicklungszusammenarbeit und die „grundlegende Reform der Entwicklungshilfe". Deren künftiger Fokus solle „auf der Bekämpfung von Fluchtursachen und der Verhinderung von illegaler Migration liegen".

Am Montag überreichten die ÖVP-Verhandler ihrem Gegenüber ein Thesenpapier, um „gemeinsame Grundlinien außer Streit zu stellen". Darin wird „Russland als Bedrohung, besonders für Europa" charakterisiert und die „proeuropäische Positionierung und internationale Zusammenarbeit" beschworen. Kein Zweifel: Die ÖVP möchte, dass Österreich ein „konstruktiver und verlässlicher Partner in der Europäischen Union" bleibt. Und sie hat verstanden, dass das – und eben nicht nur die Aufteilung der Ministerien – mit der FPÖ richtig schwer werden würde.

ZEITENWENDE

Ist das Rentensystem gerecht?

Die staatliche Altersvorsorge ist sollte auf ein Kapitaldeckungsverfahren umgestellt werden und die Teilnahme sollte freiwillig sein

VON PAUL DZINO

Ein politisches Dauerthema, das gerade in Wahlkampfzeiten immer wieder aufkommt, sind die Renten. Das überrascht wenig, sind doch 22 Prozent der Bevölkerung Deutschlands Rentner, und weitere 47 Prozent zahlen in das Rentensystem ein. Dabei wird nach dem sogenannten Umlageverfahren vorgegangen: Auszahlungen werden durch Einzahlungen gedeckt. Jedoch wird seit Jahrzehnten gewarnt: Da auf Grund des demografischen Wandels immer weniger Kinder geboren werden, müssen in weiterer Folge immer mehr Rentner von immer weniger Berufstätigen versorgt werden. Dass diese Schieflage heute schon besteht, erkennt man daran, dass bereits 23 Prozent der ausbezahlten Rentensumme aus dem regulären Bundeshaushalt querfinanziert werden muss. Die mangelnde Nachhaltigkeit dieses Systems ist zwar jedem klar, doch gehen Lösungsvorschläge weit auseinander. Während die einen die Finanzierungslücke durch höhere Steuern schließen wollen, bevorzugen die anderen eine Erhöhung des Rentenantrittsalters. In dieser Debatte scheint allerdings das entscheidende Kriterium verloren gegangen zu sein: dass individuelle Rentenauszahlungen den davor geleisteten Rentenbeiträgen (verzinst) entsprechen sollten.

Jeder sollte das herausbekommen, was er über sein Erwerbsleben einbezahlt hat, das wäre fair. Doch genau das kann das Umlageverfahren nicht leisten: Hierbei hat ein Rentner nur Ansprüche auf regelmäßige Auszahlungen aus der Rentenkasse. Profiteure dieses Systems sind Menschen, die über die Lebenserwartung hinaus leben, wer aber früher stirbt, bei dem fällt sein eingezahltes Geld gänzlich weg. Diese Ungerechtigkeit könnte beseitigt werden, indem man auf ein Kapitaldeckungsverfahren umstellen würde, wie es andere Länder bereits getan haben. Dabei würden Rentenbeiträge in einem Kapitalstock angespart, der bei Rentenantritt ins Eigentum des Rentners überginge und im Todesfall auch vererbt werden könnte. Ein weiterer Vorteil des Kapitaldeckungsverfahrens wäre, dass Bürger in geringerem Maße von ihrer Regierung abhängig wären, die in Zeiten klammer Kassen versucht sein könnte, an den Renten zu sparen.

Da ist es nur verständlich, wenn es einem Unbehagen bereitet, dass das eigene Einkommen im Alter von den Launen von Politikern abhängig ist. Insofern wäre es wünschenswert, den Rentenversicherungszwang gänzlich abzuschaffen und jedem Bürger die Möglichkeit einzuräumen, freiwillig am System der staatlichen Altersvorsorge teilzunehmen oder eben nicht. Zum einen, weil nicht von der Hand zu weisen ist, dass Private beim Geldanlegen zumeist besser sind als der Staat. Zum anderen, weil in einer freiheitlichen Demokratie Bürger über ihr eigenes Geld verfügen dürfen sollten. Aber seien wir ehrlich: der Rentenversicherungszwang beruht auf dem Glauben von Politikern, dass ihre Bürger nicht vernünftig genug wären, um selbst für ihr Alter vorzusorgen. Das mag zwar in Einzelfällen stimmen, doch ist es falsch, die große Mehrheit der Erwachsenen von vorn herein wie unmündige Kinder zu behandeln und ihnen nicht einmal die Chance zu geben, sich zu bewähren.

Es ist an der Zeit, Menschen wieder mehr Verantwortung für ihr eigenes Leben zu übertragen. Auch für den Staat wäre das von Vorteil: Er sollte an selbstbewussten und verantwortungsvollen Bürgern interessiert sein.

Jetzt kommt es auf den Kanzler an

Was Katholiken, aber auch alle anderen bei ihrer Wahl beachten sollten: Ein Kanzler braucht ein psychologisches Profil, das zur Lage passt. Deswegen spricht viel für Friedrich Merz. Ein Gastbeitrag

VON MANFRED LÜTZ

Der Kanzlerkandidat beim CDU-Parteitag: Friedrich Merz gegenüber bestünden viele psychologische Hemmungen. Es sei an der Zeit, sie zu überwinden, meint Manfred Lütz. *Foto: Imago*

In den 50er Jahren gab es noch Wahlhirtenbriefe, die ziemlich unverblümt die Wahl der CDU und CSU empfahlen. Es waren Zeiten, als man im katholischen Sauerland den einen „Sozi" im Dorf kannte – und nur knapp grüßte. Dann kam die schleichende Entfremdung. Als schließlich Papst Johannes Paul II. der Union in der Beratungsscheinfrage in die Quere kam, Angela Merkel mit Falschbehauptungen Papst Benedikt attackierte und jetzt am Schluss ein führender CDU-Mann die Attacke der Vertreter beider Kirchen auf die Union mit „überrascht nicht, interessiert nicht" quittierte, hing der Haussegen endgültig schief. Ist die Union in dieser Lage für Katholiken überhaupt noch wählbar?

Jede Bundestagswahl wurde schon mal als Schicksalswahl bezeichnet – doch diesmal könnte das wirklich stimmen. Angesichts der Tatsache, dass die Wirtschaft abstürzt, der neue amerikanische Präsident unser Land verachtet und bedroht, wir in Europa isoliert sind und uns Putin mit allen Mitteln attackiert, brauchen wir einen Bundeskanzler, der diesen gewaltigen Herausforderungen wirklich gewachsen ist, wenn Deutschland noch eine gute Zukunft haben soll, und zwar nicht irgendwann, sondern jetzt.

Doch der Wahlkampf scheint das völlig aus dem Auge zu verlieren. Die Kriterien, nach denen die Kandidaten bewertet werden, erinnern an „Casting-Shows". Doch Bundeskanzler Konrad Adenauer war sicher kein „Frauentyp", Winston Churchill lockte keine jungen Leute an und Charles De Gaulle hätte am Küchentisch neben Robert Habeck ziemlich steif gewirkt. Doch alle drei waren in größter Not für ihre Länder die Rettung.

Gesucht wird jetzt also ein Kanzler, der der Wirtschaft kompetent Sicherheit vermittelt, der von Trump ernstgenommen wird, in Europa anerkannt ist und vor Putin keine Angst hat. Dieses psychologische Profil trifft mit Abstand nur auf einen einzigen Kanzlerkandidaten zu, nämlich auf Friedrich Merz.

Warum sagt das kaum jemand so klar? Offensichtlich gibt es da gewisse psychologische Hemmnisse. Da sind zum Beispiel die alten Hasen unter den Journalisten, die sich noch an den jungen konservativen Fraktionsvorsitzenden der Union erinnern, der mit rhetorischer Verve gegen einen links-grünen Zeitgeist anredete. Das nimmt manch einer ihm heute noch übel. Dann gibt es in den Medien und vor allem in den sozialen Netzwerken ein Übermaß an gefühlsmäßigen Beurteilungen, viel Bauch, wenig Kopf. Unter diesem Aspekt wirken natürlich all die Fähigkeiten, die ein Kanzler haben müsste, unsympathisch: Entschiedenheit wirkt unempathisch, Führungsqualität arrogant und Kompetenz belehrend. In einer so ernsten Situation wie jetzt, darf diese Personalentscheidung auch nicht vom Lachen eines Kandidaten zur Unzeit abhängen, die uns 2021 aus Versehen einen Kanzler bescherte, den sogar seine eigene Partei eigentlich nicht wollte.

Olaf Scholz hat dann drei Jahre lang gezeigt, dass er dem Job nicht gewachsen ist. Er konnte nicht führen, nicht entscheiden, stieß die Europäer vor den Kopf und zuckte bei jeder Drohung Putins zusammen. Seine Medienberater gaben ihm offenbar den Tipp, diese Defizite „Besonnenheit" zu nennen, aber das änderte natürlich nichts an den Tatsachen. Selbst SPD-Wähler hielten Scholz am Ende für ungeeignet, aber die SPD schaffte nicht, was der Union 1966 gelang, als sie den überforderten Kanzler Ludwig Erhard erfolgreich zum Rücktritt drängte.

Robert Habeck, der Verantwortliche für das dilettantische Heizungsgesetz, als Kanzler wäre ein katastrophales Signal an die Wirtschaft und wer am Küchentisch brilliert, qualifiziert sich damit noch nicht für ein Gespräch auf Augenhöhe mit Donald Trump oder eine angstfreie Kommunikation mit Wladimir Putin.

Sogar SPD-Wähler müssten mit Merz sympathisieren

Logisch wäre also, dass die große Mehrheit der Deutschen Friedrich Merz jetzt die Chance gibt, nach dem Desaster der Ampelkoalition einen klaren Politikwechsel umzusetzen. Sogar für SPD-Sympathisanten wäre es eigentlich logisch, die Union zu wählen, damit nicht wieder aus Versehen Olaf Scholz Kanzler würde, was wegen seiner bewiesenen Unfähigkeit die SPD 2029 an der Fünfprozenthürde scheitern lassen könnte.

Logisch wäre eigentlich auch, dass AfD-Sympathisanten wieder die Union wählten, weil da die alten Merkelianer inzwischen resigniert haben und die CDU sich auch in ihrem neuen Grundsatzprogramm definitiv von der Merkelschen Politik abgewandt hat, wegen der ihr damals Alexander Gauland und andere CDU-Recken den Rücken gekehrt hatten. Das wurde bei der Abstimmung über das Zustrombegrenzungsgesetz klar, als die Intervention von Angela Merkel keinerlei Einfluss auf das Abstimmungsverhalten der Unionsabgeordneten hatte. Vor allem ist Friedrich Merz völlig unverdächtig, ein heimlicher Anhänger Angela Merkels gewesen zu sein. Logisch wäre für antirotgrüne AfD-Sympathisanten die Wahl der Union vor allem deswegen, weil sie sonst einen wirklichen Politikwechsel verhinderten. Je weniger Stimmen nämlich die Union bekäme, desto mehr wäre sie auf SPD oder Grüne angewiesen und so würde die Wahl der AfD unabsichtlich die unselige Merkelsche Kompromisspolitik weitere vier Jahre verlängern. Und das gegen eine große Bevölkerungsmehrheit, die eine Fortsetzung links-grüner Politik eindeutig ablehnt. Wer jetzt dennoch AfD wählt, mag sich ein weiteres Scheitern der „Systemparteien" erhoffen, so dass die AfD dann 2029 zum Zuge kommen könnte. Freilich dürfte das mit echtem Patriotismus nicht vereinbar sein, denn in den kommenden vier Jahren könnte unser Land bei schlechter Regierung dann ruiniert sein.

Psycho-Logik wirkt stärker als Logik

Dass diese logischen Überlegungen bei vielen keine Rolle spielen, hat damit zu tun, dass die Psycho-logik oft viel ausschlaggebender ist als Logik und nüchterne Tatsachen: Psychologisch kommt eben für eingefleischte SPD-Stammwähler die Wahl eines Millionärs gefühlsmäßig einfach nicht in Frage. Und AfD-Wähler haben so lange am Pranger gestanden und sich dabei als starke solidarische Gruppe erlebt, dass sie sich als Verräter fühlen müssten, wenn sie jetzt CDU wählten.

Für Katholiken mögen noch die oben genannten Konflikte nachwirken. Doch durch die Neuaufstellung der CDU hat sich die Situation geändert.

Zwar haben sich Kirchenfunktionäre jetzt gegen die Union gestellt, aber die Bischöfe von Regensburg und Eichstätt sind dem entgegengetreten. Allerdings vertritt auch die neue Union nicht in allem Positionen des katholischen Katechismus, doch schon Johannes Paul II. hat in der Politik solche nicht perfekten Lösungen erlaubt. Schließlich wäre Friedrich Merz, der vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken eher unfreundlich behandelt wird, der erste praktizierend katholische Bundeskanzler seit Jahrzehnten.

Es stellt sich also die Frage, ob es angesichts der dramatischen Lage nicht wichtig wäre, all die psychologischen Hemmungen zu überwinden, um Friedrich Merz eine komfortable Mehrheit zu verschaffen, mit der er zeigen könnte, was er kann: Von überragender Bedeutung wird dabei sein, ob ein deutscher Kanzler mit Donald Trump klarkommt. Da wäre Friedrich Merz die Idealbesetzung: Er kennt Trump flüchtig von früher, war in einem amerikanischen Unternehmen beschäftigt, ist weltläufig, spricht fließend Englisch und kann Trump in jeder Hinsicht auf Augenhöhe begegnen. Für Trump ist Deutschland bisher ein Feindbild. Wenn sich das nicht ändert, wird das für unser exportorientiertes Land einschneidende wirtschaftliche Konsequenzen haben. Mit anderen Worten: Wem sein Arbeitsplatz lieb ist, der sollte jetzt nicht irgendwelche politische Spielchen spielen. Und schließlich droht Trump offen mit dem Entzug seines militärischen Beistands, auch deswegen wäre eine erneute Kanzlerschaft eines unverantwortlich gegen Trump stichelnden Olaf Scholz, und übrigens auch die Fortsetzung einer anmaßend vorgetragenen sogenannten „werteorientierten Außenpolitik" für die Existenz eines freien Deutschlands brandgefährlich.

Diejenigen jedenfalls, die Friedrich Merz aus solchen Vernunftgründen heraus wählen, obwohl sie in manchen Fragen seine Meinung nicht teilen, können sich die kommenden vier Jahre ja kritisch anschauen, und dann 2029 wieder anders wählen. Das wäre in Großbritannien ganz normal und für die Demokratie ist ein klarer Politikwechsel allemal besser als der in der späten Merkel-Zeit vorherrschende Eindruck, dass alle Parteien doch irgendwie ähnlich sind und es im Wesentlichen in der Politik darum geht, an die Macht zu kommen und sich da zu halten.

Übrigens waren Adenauer, Churchill und De Gaulle gleichermaßen starke, aber auch unterschiedliche Persönlichkeiten, die eines mit Friedrich Merz verbindet: Alle drei mussten sie sich zeitweilig aus der Politik verabschieden, aber als sie dann wiederkamen, hatte ihre rettende Wirkung vor allem damit zu tun, dass sie sehr unabhängig waren und genau wussten, was sie wollten.

Der Autor ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, katholischer Theologe und Buchautor. Papst Johannes Paul II. ernannte ihn zum Konsultor der Kleruskongregation und zum Mitglied des Päpstlichen Laienrats und der Päpstlichen Akademie für das Leben, der er immer noch angehört.

Markus Söder

VON SEBASTIAN SASSE

Beziehungsstatus: Es ist kompliziert. Das gilt für das Verhältnis zwischen CSU und Kirchen mindestens seit der Flüchtlingskrise vor zehn Jahren. Als damals auch Ordensleute im Habit bei der großen Demo in München gegen die Seehofersche Asylpolitik zu sehen waren und mit zu denen zählten, die in Richtung Christsoziale „ausgehetzt" gerufen haben, da schien etwas zerbrochen zu sein. Etwas, was sich gut zwei Jahrzehnte vorher noch so manifestierte: Da schritten Kardinal Friedrich Wetter und Ministerpräsident Edmund Stoiber Seite an Seite an der Spitze als Tausende in der bayerischen Landeshauptstadt für das Kruzifix in den Klassenzimmern auf die Straße gingen.

DER NOSTALGIKER

Zwischen beiden Ereignissen scheinen Welten zu liegen, und zumindest wenn man die Debatte seit dem CSU–Parteitag beobachtet, stellt sich der Eindruck ein, dass beides auch nicht wieder so leicht zusammenwachsen wird. Markus Söder fand in seiner Rede einige harsche Worte. Der Hintergrund waren die Äußerungen von kirchlicher Seite rund um den migrationspolitischen Vorstoß von Friedrich Merz. Die Kirchen sollten sich lieber um „christliche Themen" wie den Lebensschutz kümmern. Und sie sollten auch nicht vergessen, wer sie politisch stütze: „Nicht dass irgendwann man ganz plötzlich alleine steht. Denkt mal darüber nach!", sagte der CSU-Chef. Man wolle Partner der Kirchen sein, aber: „Manchmal macht ihr es uns zu schwer." Inhaltlich ist die Kritik Söders nachzuvollziehen. Gibt es doch auch aus Perspektive der katholischen Sozialethik gar nicht wenige Argumente, die den Vorstoß von Merz stützen. Und gerade in dieser Woche hat die Union wieder bewiesen, dass sie an der Seite der Kirche beim Lebensschutz steht (siehe Seiten 2, 25). Mit seinem Grummeln dürfte Söder darüber hinaus auch die Stimmung unter vielen bayerischen Otto-Normal-Katholiken getroffen haben, die von einseitigen politischen Positionierungen der Kirchen genervt sind. Die Schwierigkeit liegt in der Art, wie Söder seine Kritik vorbringt. Da ist einmal die burschikose Ansprache (die Kirchen werden geduzt), damit wird eine Nähe, ja fast schon Kameraderie suggeriert, die zwischen Christsozialen und kirchlichem Funktionärsapparat nicht mehr gegeben ist. Letztlich entpuppt sich Söder als ein Nostalgiker, der sich in die guten alten Zeiten zurücksehnt. Eigentlich stellt sich dem dem CSU-Chef eine andere Aufgabe: Wie gelingt es ihm, seine Partei zu einem intellektuellen Resonanzraum zu machen, in dem die Grundsätze einer Politik aus dem Geist des christlichen Menschenbildes in Alternative zu den Positionen der Kirchenfunktionäre formuliert werden?

Entwicklungspolitische Zeitenwende

Viele Entwicklungsländer machen gute Geschäfte mit China, greifen in der Not aber auf die Hilfen des Westens zurück

VON MICHAEL GREGORY

Die Reaktion fiel selbst in der eher links tickenden entwicklungspolitischen Szene ungewohnt heftig aus: Donald Trump lasse Menschen sehenden Auges verhungern, an Epidemien leiden und von Naturkatastrophen in den Tod reißen. Jeremy Konyndyk etwa, Leiter der Nichtregierungsorganisation (NRO) „Refugees International“ und früher verantwortlich für das Corona-Programm von USAID, warnt: „Es droht der Zusammenbruch des gesamten Ökosystems von Hilfs- und Entwicklungsorganisationen, die weltweit Gutes tun.“

Tatsächlich hat US-Präsident Trump mit seinem über seinen Effizienz-Beauftragten Elon Musk umgesetzten Erlass, die amerikanische Institution für Entwicklungszusammenarbeit, USAID, auf ein Minimalmaß zu dezimieren, einen dicken Stein ins Rollen gebracht. Mehr als 40 Milliarden Euro haben die USA bislang weltweit jährlich für Entwicklungszusammenarbeit (EZ) ausgegeben. Die fehlen künftig im internationalen Getriebe. Zum Vergleich: Der Haushalt des deutschen Entwicklungsministeriums (BMZ), ebenfalls ein wichtiger bilateraler und internationaler Geber, beläuft sich auf gut zehn Milliarden Euro.

Auch seitens kirchlicher Hilfswerke hagelt es Protest: Von „Kahlschlag in der globalen Gesundheitsversorgung“ spricht das bischöfliche Hilfswerk Misereor zusammen mit den Organisationen medmissio, Aktionsbündnis gegen AIDS und Deutscher Aidshilfe. „Die WHO und USAIDS warnen, dass die aktuellen Entscheidungen der Trump-Regierung Jahrzehnte der Fortschritte in der HIV-Arbeit zunichtemachen könnten. Wird die Therapie unterbrochen, steigt das Risiko der Übertragung von HIV auch auf Babys während der Schwangerschaft, Geburt und durch Stillen – mit weitreichenden Konsequenzen für die globale Gesundheit. Der weltweite Kampf gegen HIV/Aids und andere gravierende Infektionskrankheiten benötigt dringend eine langfristig sichere Finanzierung sowie dafür geeignete staatliche Behörden und Programme“, sagt Tilman Rüppel, Vorstandsmitglied des Aktionsbündnis gegen AIDS. Ebenso wird sich der Rückzug von USAID bei der Flüchtlingsversorgung und in der Ernährungssicherung bemerkbar machen.

In Washington protestieren seit Tagen Menschen gegen Trumps Vorgehen gegen USAID. *Foto: Imago/Andrew Leyden*

Noch ist völlig unklar, ob und wie die Mittel kompensiert werden können. Doch bei allem Zorn, den Donald Trumps Erlass entfacht hat – der Ende vergangener Woche zunächst von einem US-Richter gebremst wurde, der die Freistellung von 2 200 USAID-Beschäftigten moniert –, gibt es auch wunde Punkte in der internationalen wie auch der deutschen EZ als Teil der globalen Hilfe, die von US-Präsident Trump getroffen wurden.

Erstens hilft der Westen in der Not, während andere Großmächte auf den eigenen Vorteil aus sind. Tatsächlich treffen in manchen Regionen des Globalen Südens westliche Hilfsbereitschaft und östliches Machtkalkül gepaart mit Geschäftssinn hart aufeinander. Im Sahel etwa. Es gibt viele gute Gründe, warum die deutsche Entwicklungszusammenarbeit die Region nach diversen Militärputschen und dem Abzug der UN-Mission MINUSMA in Mali, Burkina Faso, Niger, Tschad und Mauretanien mit Wasser- und Landwirtschaftsprojekten weiter unterstützt. Aber zur Wirklichkeit im Sahel gehört auch die Präsenz Russlands, das auf geopolitischen Einfluss und Bodenschätze schielt. Ähnlich ist es im zentralen Afrika mit China. Auch ohne Sympathien für den polternden Trump aufzubringen, kann man fragen: Warum machen viele Entwicklungsländer Geschäfte mit China und nehmen dessen Milliarden für die eigene Infrastruktur, während sie für die Bekämpfung von Notständen vorwiegend auf Organisationen zurückgreifen, die vom Westen unterstützt werden. Das will Washington nicht länger hinnehmen.

Zweitens kann die Empörung darüber schnell zur Ablenkung von eigenen konzeptionellen Schwachstellen werden, denn es scheint mitunter unklar, welchen Plan die Entwicklungszusammenarbeit des Westens verfolgt. Ist es Altruismus als Motor nach dem Motto „Wir können unsere Nachbarn nicht einfach verhungern lassen“ oder sind es doch eher Eigeninteressen? Eine Gretchenfrage, die mal so, mal so beantwortet wird. Dabei könnte mehr Klarheit nicht schaden, gerade in der Kommunikation mit den Bürgern, die EZ mit ihren Steuergeldern erst ermöglichen.

Die Idee hinter USAID stammte aus einer Zeit, als man sich Einfluss in der Welt auch mit Hilfsgeldern erwirkte. Von dieser Idee haben sich die USA nun mit großem Knall verabschiedet. Es endet eine Ära, die einfacher zu sein schien, und in der es um den Kampf zweier Systeme ging: Ost gegen West. Das deutsche Entwicklungsministerium, ebenfalls 1961 gegründet, zog mit USAID jahrzehntelang vielfach an einem Strang. Da die Entwicklungsländer heute aber deutlich selbstbewusster sind als früher – nicht nur als unabhängige Staaten, sondern auch wegen mehr Möglichkeiten bei der Partnerwahl –, spricht aus Sicht westlicher EZ manches dafür, die eigene Unterstützung ebenfalls stärker anzupassen an die eigenen Interessen.

Drittens sollten Spannungsfelder ehrlich benannt werden. Zwischen den Polen humanitärer Zuwendung und geopolitischen oder wirtschaftlichen Interessen wird es auch künftig Spannungen geben. In freiheitlichen Demokratien werden aber am Ende jene glaubwürdig sein und Handlungsfreiheit gewinnen, die Spannungen und Widersprüche ehrlich benennen. So zu handeln wie Russland oder China, kann für den Westen keine Option sein, woran die Haltung „America first“ allerdings erinnert. Viel spricht dennoch dafür, dass Trumps Vorpreschen eine Zeitenwende in der EZ ausgelöst hat.

China verändert den Status quo

Die fortgesetzten Aggressionen Pekings gegen das demokratische Taiwan schüren die Kriegsgefahr

VON MICHAEL LEH

Taiwan wird von der Volksrepublik China ständig militärisch bedroht. Fast täglich durchfliegen chinesische Kampfflugzeuge die Luftraumüberwachungszone Taiwans. Immer wieder operieren Kriegsschiffe der chinesischen „Volksbefreiungsarmee“ rund um die demokratisch regierte Insel. Dabei überqueren sie auch immer wieder die sogenannte Mittellinie in der Taiwanstraße.

Die Sinologin Angela Stanzel von der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin schreibt in einer aktuellen Studie: „Die Mittellinie, die – unter Vermittlung der USA – auf ein stillschweigendes Agreement während des Kalten Krieges zwischen der Volksrepublik und Taiwan zurückgeht, war einst geschaffen worden, um den Status quo einzufrieren und ungewollte Eskalationen zu vermeiden. Zu der neuen Normalität gehört nicht mehr nur, dass China mit seinen Schiffen die Mittellinie überfährt, sondern dass Peking auch deren Existenz leugnet.“ Tatsächlich sei die Übereinkunft über die Seegrenze nicht offiziell und rechtlich bindend. Dennoch stelle Chinas Verhalten eine einseitige und nicht im Einvernehmen mit der anderen Seite durchgeführte Veränderung des Status quo dar.

Noch im April 2023 hatte die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock erklärt, „dass der derzeitige Status quo von Taiwan nicht einseitig verändert werden darf, erst recht nicht militärisch“. Dabei hat eine solche einseitige Veränderung des Status quo in der Taiwanstraße bereits stattgefunden. Taiwan soll damit immer mehr unter Druck gesetzt, und seine Reaktionsfähigkeit getestet werden. China setzt dabei auch sehr große Schiffe seiner Küstenwache ein. Taiwans Küstenwache musste ihrerseits schon oft chinesische Fischerboote vertreiben, die in seine Gewässer eindrangen. China hat mit seiner Küstenwache bereits ein taiwanisches Touristenschiff inspiziert.

Befürchtet wird, dass China mit seinem ständigen Vordringen die Taiwanstraße, die ein internationales Gewässer darstellt, mehr und mehr in ein chinesisches „Binnenmeer“ verwandeln will. Die Taiwaner sprechen von „Grauzonen-Aktivitäten“.

Stolz fliegen Taiwans Helikopter über Taipei. Rot-China jedoch verletzt Taiwans Luftraum und die Mittellinie in der Taiwanstraße. *Foto: Imago/Wiktor Dabkowski*

Die Sinologin Stanzel erklärt, China wolle den Status Taiwans delegitimieren und auch die Taiwan-Politik Dritter beeinflussen. „Deutschland und Europa sollten daher nicht unterschätzen, wie wichtig die Positionierung von Drittstaaten in diesem Konflikt für Taipeh ist. Eine nicht-militärische Einverleibung Taiwans als Folge einer erfolgreichen, in der juristischen Grauzone operierenden Zermürbungsstrategie Chinas wäre schließlich auch nicht im europäischen Interesse“, schreibt Stanzel.

Vor diesem Hintergrund ist ein Blick in die Wahlprogramme deutscher Parteien zur Bundestagswahl interessant. Was steht darin über Taiwan? Die Grünen schreiben: „Im Rahmen der Ein-China-Politik betrachten wir Taiwan als wichtigen demokratischen Wertepartner und wollen den Austausch intensivieren. Eine Änderung des Status quo in der Taiwan-Straße darf nicht gegen den Willen Taiwans erfolgen.“ Im Programm der FDP heißt es im Abschnitt „Beziehung zu China anpassen – für weniger Abhängigkeiten und mehr Unterstützung Taiwans“: „Wir unterstützen die demokratische und rechtsstaatliche Entwicklung in Taiwan und befürworten Taiwans Einbindung in internationale Organisationen, soweit dies unterhalb der Schwelle einer staatlichen Anerkennung erfolgen kann. Wir wollen die bilaterale wirtschaftliche Kooperation ausweiten und setzen uns auf europäischer Ebene deshalb für ein freihandelsähnliches Abkommen mit Taiwan ein. Auf europäischer Ebene wollen wir ebenfalls, dass zeitnah Gespräche über ein Investitionsabkommen mit Taiwan aufgenommen werden.“

Die SPD schreibt: „Wir bekennen uns weiterhin zur Ein-China-Politik und sind der Überzeugung, dass die Taiwan-Frage nur einvernehmlich in einem friedlichen Verfahren geklärt werden kann. Ob Menschenrechte, wettbewerbsverzerrende Industriepolitik oder Russlandpolitik: Wir bleiben mit Peking in einem robusten Dialog, in dem wir auch kontroverse Themen offen diskutieren.“ Das Wahlprogramm der CDU/CSU hingegen erwähnt Taiwan mit keinem Wort.

US-Präsident Donald Trump und der japanische Ministerpräsident Shigeru Ishiba betonten bei ihrem ersten Treffen am 7. Februar in Washington die Bedeutung von Frieden und Stabilität in der Taiwanstraße. Sie lehnten in einer gemeinsamen Erklärung alle Versuche ab, den Status quo einseitig mit Gewalt oder Zwang zu verändern. Beide sprachen sich auch für eine sinnvolle Beteiligung Taiwans an internationalen Organisationen aus. In der gemeinsamen Erklärung heißt es: „Die beiden Staats- und Regierungschefs bekräftigten ihre entschiedene Ablehnung jeglicher Versuche der Volksrepublik China, den Status quo im Ostchinesischen Meer mit Gewalt oder Zwang zu verändern.“ Sie unterstreichen zudem ihre „entschiedene Ablehnung der unrechtmäßigen maritimen Ansprüche der Volksrepublik China, der Militarisierung der von ihr beanspruchten Gebiete und der bedrohlichen und provokativen Aktivitäten im Südchinesischen Meer“.

Trump hatte Taiwan schon zuvor zur Erhöhung seiner Verteidigungsausgaben aufgefordert. Dessen Regierung ist dazu bereit. Allerdings hat die Opposition, die im Parlament über eine knappe Mehrheit verfügt, gerade eine Erhöhung des Verteidigungsetats reduziert. Das wird das Verhältnis zu Washington nicht einfacher machen.

Syriens Christinnen in Gefahr

Sie trotzten einer brutalen Diktatur und zwölf Jahren Krieg. Wie geht es nun mit Syriens Christinnen nach der Machtergreifung der Islamisten weiter? Die vielsagende Geschichte dreier Frauen aus Damaskus VON CHRISTOPH LEHERMAYR

Sie kennen einander nicht und doch verbindet sie ein Schicksal. Drei Frauen aus Damaskus, eloquent, weltoffen und zugleich tief in ihrem christlichen Glauben verankert. Eine Studentin, eine Nageldesignerin und eine Modeschöpferin. Alle drei trotzten zwölf Jahren Krieg und litten unter der Diktatur von Baschar al-Assad. Stellvertretend stehen sie für die Zukunft von Syriens geschrumpfter christlicher Minderheit und fragen sich, wie es mit ihnen nun weitergeht.

Draußen haben bärtige Männer in verschlissenen Tarnanzügen und mit Kalaschnikows die Macht ergriffen. Untermalt von „Allahu akbar"-Rufen, ballern sie in die Luft. Mit jeder ihrer Gesten lassen sie erkennen, dass sie die neuen Herrscher sind. Zugleich gibt sich ihr Befehlshaber, der Anführer des früheren al-Kaida-Ablegers Hayat Tahrir al-Sham (HTS), Kriegsname Abu Mohammed al-Dschulani, geläutert und fast handzahm. Er, der bis vor Kurzem noch auf den Terrorfahndungslisten des Westens ganz oben stand, hat Assads verwaisten Palast bezogen. Als neuer Präsident trägt er nun schwarzen Anzug und will aus diesem Syrien „kein zweites Afghanistan" machen. Wenngleich die Provinz Idlib, die er zuvor mit seinen Männern über Jahre beherrscht hat, durchaus einem solchen glich: Scharia, Peitschenstrafen, Exekutionen, Folter. Frauenrechte? Fehlanzeige.

Eine Skulptur zeigt die Taufe des Paulus durch Hananias. Christliche Wandmosaike und Marienschreine prägen bis heute das christliche Viertel in der Altstadt von Damaskus. *Fotos: Missio Österreich/Simon Kupferschmied*

Fanatiker und Eiferer gewinnen Oberhand

Rückblende in den Frühsommer 2023. Maria al-Samaan, weiße Sneakers, Bluejeans, weißes T-Shirt und lange schwarze Locken, posierte für Fotos vor ihrem Salon am Rande von Damaskus. Sie wirkte gelöst, hatte Spaß an dieser kurzen Flucht aus dem Alltag. Sie war 30 und drinnen in dem Geschäft breitete sich ihr kleines Reich der Schönheit aus. „Vor ein paar Jahren", sagte Maria, „wurde das Haus von einer Rakete getroffen. Dreimal explodierten in unserem Viertel Autobomben. Und einmal schlug eine Rakete direkt an der Uni ein. Eine meiner besten Freundinnen starb."

Maria hatte Bauingenieurwesen studiert und begonnen, in der staatlichen Telekom-Firma zu arbeiten. Doch das Gehalt blieb winzig, die Inflation horrend und sie fing an, reichen Frauen fortan die Nägel zu machen. Als eine christliche Hilfsorganisation Mikrokredite vergab, ergriff sie die Chance. So entstand ihr Salon. „Ohne das Gebet, ohne Wissen um und Hoffen auf Jesus", sagte sie, „hätte ich nichts von dem geschafft."

Wie die meisten Christen schöpfte sie Kraft aus der Historie ihrer Heimatstadt. „Hananias!", so erfahren wir aus der Apostelgeschichte, hatte der Herr einst zu einem seiner Jünger in Damaskus gerufen: „Steh auf und geh' zur Geraden Straße, und frag im Haus des Judas nach einem Mann namens Saulus aus Tarsus. Er betet gerade." Hananias tat, wie ihm geheißen, und was folgte, war die größte Verwandlung.

Bis heute zieht sich die Via Recta, wie die Römer sie nannten, fast schnurgerade durch das Herz der Altstadt. An ihren Rändern fädeln sich Kirchen auf. Wer abbiegt, stößt auf Wandmosaike und Marienschreine. Einem Wunder gleich, überdauerte all das den Krieg und bildet bis heute das christliche Viertel im Zentrum der ältesten dauerhaft bewohnten Stadt der Welt.

„Wir als Christen sind diejenigen, die in Syrien für Frieden stehen, für Offenheit, für Toleranz", sagte eine weitere junge Frau namens Maria. „Meine Mama meint, es sei unsere Mission, hier zu sein für unser Erbe." Die Studentin war 25 und damit fünf Jahre jünger als ihre Namensschwester, die Nageldesignerin. In ihrer Pfarre kümmerte sich Maria um kleine Kinder, spielte mit ihnen, sammelte Kleidung und leuchtete wie eine Kerze in der Dunkelheit für sie. Und doch ließ sie selbst ein finsterer Gedanke schon damals nicht los. Weg, sagte Maria, ja weg wolle sie, raus aus diesem Gefängnis, zu dem ihr eigenes Land für sie geworden war. „Aber meine Eltern lassen mich nicht, sie fürchten um mich."

In einem der intakt gebliebenen Viertel von Damaskus hatte Christine Fanouneh Unterschlupf gefunden. Sie war 39, besaß ein Diplom in englischer Literatur und war eine passionierte Schneiderin. Was zu jenem Traum in Weiß führte, in dem sie Besucher begrüßte. Aus Stoffen schuf Christine Kleider, die ihren Trägerinnen wie angegossen schienen. „Es ist mein kleines Glück, Menschen Momente der Freude zu schenken. Eine Erinnerung an ihr einstiges Leben, als sie sich zurechtmachten, schön anzogen, ausgingen", sagte sie. Der Krieg hatte diese Welt ins Dunkle gestürzt und Christine blieb ein Licht, das leuchtete.

Und dann der Bruch. Die Zeitenwende. Der Sprung in die Gegenwart. Maria, die Studentin, ist die Erste, von der ein Update eintrifft. Ihr Diplom in Betriebswirtschaft habe sie geschafft. Sonst sei aber wenig so gekommen, wie sie gehofft hatte. Sie berichtet, die ersten drei Tage nach der Machtergreifung der Islamisten nicht geschlafen zu haben. Zu Weihnachten traute sie sich kaum in die Kirche, weil sie damit rechnete, dort zum Ziel von Anschlägen der Radikalen zu werden. Ihre Mutter mache sich nun Vorwürfe, Maria davon abgehalten zu haben, das Land zu verlassen. „Jetzt wünscht sie sich nichts sehnlicher, als dass ihre Töchter dem Chaos, in dem wir leben, entkommen."

Abends verlässt die Familie das Haus nicht mehr. Berichte und Videos von Übergriffen der Kämpfer auf Minderheiten kursieren in den sozialen Medien. In einem Staat, in dem die alte Ordnung zusammengebrochen ist und die neue noch keine Form gefunden hat, gewinnen Fanatiker und Eiferer Oberhand. In Bussen schnauzen sie Frauen an, sich gefälligst zu verhüllen und ihnen Platz zu machen.

Assad, das braucht man nicht zu beschönigen, war ein brutaler Diktator. Doch zugleich herrschte in Syrien eine vergleichsweise säkulare Ordnung, die die christliche Minderheit, welche einst zehn Prozent der Bevölkerung ausgemacht hatte, begünstigte. Die neuen Herrscher geloben zwar in Interviews und bei ersten Treffen mit Abgesandten aus Europa, die Rechte der auf zwei Prozent geschrumpften Minderheit nicht beschneiden zu wollen. Doch im neuen Staatsapparat haben sie nichts zu sagen. Kein Christ sitzt in einem der entscheidenden Gremien. Und echte Wahlen, so meint der vom Terrorkrieger zum Staatspräsidenten mutierte Ahmed al-Sharaa, würde es frühestens „in vier bis fünf Jahren" geben.

„Meine größte Angst ist, für immer in einem Land mit unsicherer Zukunft festzusitzen, da Syrien ein Schlachtfeld bleiben wird", vermutet Studentin Maria und will die Konsequenzen ziehen: „Ich bin jetzt 27 Jahre alt, 14 davon habe ich im Krieg verbracht, ständig in Angst gelebt. Ich träume davon, eine Familie zu haben und will nicht, dass meine Kinder in solch einer Unsicherheit aufwachsen." Sobald es möglich sei, werde sie Syrien verlassen. „Und damit bin ich nicht allein. Alle christlichen Familien, die wir kennen, warten nur auf die eine Gelegenheit, rauszukommen."

Im neuen Staat haben die Christen nichts zu sagen

Hat die andere Maria das schon gewagt? Anfangs ist jede Verbindung zur Nageldesignerin abgebrochen. Keiner der Kontakte weiß, was mit ihr passiert ist. Ihr Beauty-Salon ist verwaist und wird bald von jemand anderen übernommen, heißt es. Aber Maria, diese energiegeladene junge Frau, bleibt wie verschwunden. Bis es über Umwege doch gelingt, sie zu finden. In Italien sei sie, schreibt sie, ihr gehe es gut, Details zu ihrem Leben dort wolle sie aber keine nennen. Vieles bleibt im Vagen, verworren in den veränderten Verhältnissen.

Und schließlich Christine, die Schneiderin. „Erst", so erzählt sie, „war Angst." Angst vor dem, was da kommt, wofür die neuen Machthaber stehen. Doch so wie sie die Jahre des Kriegs überwand, glaubt sie längst, für alles gerüstet zu sein. Sie überlege nun, ein eigenes, größeres Geschäft anzumieten. Bleiben, so sagt sie, würde sie auf jeden Fall. Ihrer Familie und auch des Glaubens wegen. Denn Damaskus, so klingt es bei ihr, sei eben nicht Idlib. Und der Weg nach Damaskus könne, so wie einst bei Paulus, alle verändern. Selbst einen Islamisten?

Der Autor leitet „alle welt", das weltkirchliche Magazin von Missio Österreich. Im Frühsommer 2023 recherchierte er vor Ort in Syrien und nahm nun wieder Kontakt zu seinen Gesprächspartnerinnen auf.

„Es ist mein kleines Glück, Menschen Momente der Freude zu schenken", sagt die Modeschöpferin Christine, die ein Diplom in englischer Literatur hat.

An Weihnachten wagte sich Studentin Maria aus Angst kaum in die Kirche.

Maria hatte Bauingenieurwesen studiert, doch das Gehalt blieb winzig und die Inflation horrend. Also machte sie sich als Nageldesignerin selbstständig.

LEITARTIKEL

So beschädigt Trump Amerika

Der erratische Stil des US-Präsidenten untergräbt das Vertrauen in die Weltmacht USA und damit Washingtons globale Führungsrolle

VON STEPHAN BAIER

Vertrauen ist der Goldstandard demokratischer Politik: Nichts braucht ein demokratischer Politiker in der Innenpolitik mehr als das Vertrauen der Wähler; nichts ist ihm in der Außenpolitik wertvoller als das Vertrauen der Partner und Verbündeten seines Landes. Vertrauen setzt Verlässlichkeit und Rechtstreue voraus; beides untergräbt Donald Trump mit seinem Stil, den man wohlwollend als disruptiv, aber auch als irrlichternd beschreiben kann. Trump ist – möglicherweise vorsätzlich – unberechenbar für Freund und Feind. Das verunsichert vor allem Freunde, gefährdet Bündnisse, bringt Spielregeln und Absprachen in Gefahr und untergräbt so die angefochtene, aber noch klare Dominanz der USA in der Weltpolitik.

Gewiss, auch der betrunkene Elefant hat im Porzellanladen eine gewisse Dominanz, doch der Schaden ist gewaltig. Die Liste der Negativbeispiele ist lang, denn Trump setzt auf schwindelerregendes Tempo, auf Reizüberflutung, die Verwirrung stiftet, was nun ernst gemeint und was nur Versuchsballon ist, was Verhandlungstaktik und was tatsächlich Ziel. Trumps überschießende Rhetorik, mitunter flankiert von Relativierungen des Weißen Hauses, verleitet zur trügerischen Hoffnung, wir müssten den exzentrischen Showman, den Unterhaltungskünstler Trump nicht für bare Münze nehmen, sondern dürften uns auf seine Handlungen als Präsident konzentrieren. Tatsächlich könnten wir das, wäre er Oppositionspolitiker oder Chef eines bedeutungslosen Kleinstaates. Beim Präsidenten der Weltmacht USA haben auch Wutanfälle weltpolitische Folgen, sind auch Drohworte wirkmächtig. Es kann auch nicht mehr ungeschehen gemacht werden, was er sagt.

Und das klingt irritierend, hat aber meist einen rationalen Hintergrund: Ja, Grönland ist geostrategisch relevant, China hat beim Panama-Kanal den Fuß in der Tür, die USA haben ein Handelsbilanzproblem, die Ukraine verfügt über seltene Erden, das Leben im Gazastreifen ist menschenunwürdig, der Internationale Strafgerichtshof fällt zweifelhafte Urteile, WHO und USAID sind ideologisiert. Die Agenda für eine Normalisierung ist lang und arbeitsreich. Aber rechtfertigt das die Androhung einer Invasion Grönlands und Panamas, einen Handels- und Zollkrieg gegen Kanada und die EU, die Ausbeutung der zerstörten Ukraine, die Vertreibung von zwei Millionen Palästinensern, den Austritt aus der WHO und die Zerschlagung von USAID? Nein.

Trump identifiziert reale Baustellen, aber er sprengt sie lieber in die Luft anstatt sie aufzuräumen. Doch die Weltwirtschaft ist ein feines Beziehungsgewebe, durch das man nicht mit gezückter Machete laufen sollte. Die Weltpolitik, in der die USA auch in Zukunft eine Rolle spielen wollen, beruht darauf, dass die eigenen Interessen so wohltemperiert dargereicht werden, dass Freunde sie genießen und Konkurrenten sie gerade noch schlucken. Beispiel Nahost: Ägypten und Jordanien sind die engsten Verbündeten der USA in der arabischen Welt und Israels beste Nachbarn. Sie erpressen zu wollen, der völker- und menschenrechtswidrigen Idee einer Vertreibung aller Palästinenser aus Gaza zuzustimmen, ist ein außenpolitisches Eigentor. Dasselbe gilt für das Vorhaben, den Ukraine-Krieg mit Putin im Vier-Augen-Gespräch beilegen zu wollen, ohne die Ukrainer und den Rest Europas einzubinden. Mit Protektionismus in der Wirtschafts- und Nationalismus in der Außenpolitik isoliert Trump die USA, verrät die Interessen von Verbündeten und fördert den Aufstieg der Feinde Amerikas. Denn in Moskau und Peking hat man längst verstanden, dass eine Weltmachtrolle im 21. Jahrhundert Beziehungspflege voraussetzt.

Trump verunsichert Freunde, gefährdet Bündnisse, bringt Spielregeln in Gefahr

KOMMENTAR

Banner-Bekenntnis

Die PR-Strategie der Kirchen zur Wahl ist ein Trauerspiel

„Rassismus ist keine Meinung. Wir wollen Vielfalt leben" – mit der nahenden Bundestagswahl hält das politisch korrekte Buzzword-Bingo nun auch endgültig in beziehungsweise an den Kirchen Einzug. Den zitierten Slogan können Sie mit etwas „Glück" in Form eines Banners an der Fassade Ihrer Kirche entdecken, das zumindest sieht das Bündnis „Zusammen für Demokratie" vor, an dem neben fast 70 weiteren Organisationen auch die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) beteiligt ist.

Das Problem mit dieser Art von Polit-PR: Solche argumentationsfreien Phrasen überzeugen keinen denkenden Menschen; vielmehr wirken sie wie ein pharisäerhaft zur Schau gestelltes Bekenntnis zur linken Moral-Schickeria. Laut DBK soll mit diesem „sichtbaren Zeichen gegen Spaltung und für Zusammenhalt" den „Engagierten" der Rücken gestärkt werden, wahrscheinlicher jedoch wird das kirchliche „virtue-signaling" die Spaltung der Gesellschaft in Anhänger selbst ernannter demokratischer Parteien und Sympathisanten der konsequent ausgegrenzten Rechtspopulisten nur weiter verstärken, geht darüber hinaus aber auch immer mehr Menschen bis weit in die politische Mitte einfach nur noch auf die Nerven.

Überhaupt: Wieso macht sich die „una sancta" so klein, zu meinen, ihre politischen Anliegen im ganz großen Schulterschluss mit Gewerkschaften, Sozialverbänden und linken Kampagnenorganisationen vermarkten zu müssen? Wie auf Autopilot haben klerikale Entscheidungsträger die Kirche in den letzten Jahren in das Lager der professionalisierten und steuerfinanzierten sogenannten „Zivilgesellschaft" gesteuert. Jetzt steht die Kirche Seit' an Seit mit Organisationen wie „Campact", auf deren Website aktuell groß eine Petition zur Streichung des Abtreibungs-Paragraphen 218 StGB beworben wird. Angeblich, so die DBK, verbindet die Zusammen-für-Demokratie-Partner „die Überzeugung, dass jeder Mensch die gleiche Würde hat". Na dann ist ja alles klar.

JAKOB RANKE

GASTKOMMENTAR

Unklare Mehrheitsverhältnisse

Von arithmetischen und politischen Mehrheiten

Nach menschlichem Ermessen stellt die Union als klar stärkste Kraft künftig den Bundeskanzler. Doch kommt es – anders als 1998 – zu keinem ungefilterten Regierungswechsel. Denn mit der AfD gibt es zwar eine arithmetische Mehrheit, aber keine politische, mit den Liberalen hingegen eine politische, freilich keine arithmetische Mehrheit. Die aufgeregte Debatte um die Migration und das Inkaufnehmen der Stimmen der AfD hat zu einem paradoxen Befund geführt: Ausgerechnet „Die Linke" profitierte davon. Was noch vor vier Wochen als ganz unwahrscheinlich galt: Sie wird wohl wieder im Bundestag vertreten sein, nicht nur wegen der „Mission Silberlocke".

Das Diktum von Friedrich Merz, vier Prozent für die FDP seien vier Prozent zu viel für sie und vier Prozent zu wenig für die Union, leuchtet nicht recht ein. Scheitern die Liberalen an der Fünfprozentklausel, spricht vieles für eine Mehrheit der Union mit der SPD. Das worst case-Szenario wäre eine „Kenia"-Koalition. Im Fall der parlamentarischen Repräsentanz der FDP ist auch ein Bündnis der Union mit der SPD möglich, doch sollte es dafür arithmetisch nicht reichen, käme eine „Deutschland-"Koalition ins Spiel. Die Existenz der FDP im Bundestag verhindert also eine Regierungsbeteiligung der Grünen. Und mit Blick über 2025 hinaus muss gelten: Die Union darf die Liberalen als Bündnispartner nicht abschreiben.

Gewiss, bei einer Koalition aus zwei Fraktionen gestaltet sich vieles einfacher. Aber eine Dreier-Konstellation unter Einschluss der Liberalen würde Deutschland handlungsfähiger machen als ein Bündnis mit den Grünen. Was unser Land nicht gebrauchen kann: eine monatelange Fortsetzung der abgehalfterten Minderheitsregierung. Das müssen alle Verantwortlichen wissen – auch die SPD-Mitglieder, die einen Koalitionsvertrag abzusegnen haben.

ECKHARD JESSE

Der Autor, 2007/09 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft, ist Parteien- und Wahlforscher. Er lehrte von 1993 bis 2014 an der TU Chemnitz.

PRESSESTIMMEN

Keine erzwungene Gleichheit, wo die Natur Unterschiede setzt

Zur einem Dekret von US-Präsident Donald Trump mit sogenannten „Transgender-Frauen" im Frauensport kommentiert Carla de La Lá in der spanischen Zeitung „La Razón":

Am Nationalen Tag der Mädchen und Frauen im Sport verkündet Trump eine folgenschwere Entscheidung: Der Ausschluss von Transgender-Frauen aus dem Frauensport. Seine prägnante Begründung – „Frauensportarten sind nur für Frauen" – entfacht erwartbare Kontroversen. In einer Zeit gesellschaftlichen Umbruchs wird selbst der Frauensport zur Bühne internationaler Grundsatzdebatten.

Die Auseinandersetzung um Identitätspolitik ist nicht neu, doch verschleiern ideologische Grabenkämpfe oft den Kern der Diskussion. Während gezielte Empörung als Instrument der Meinungsmacht dient, kristallisieren sich zwei scheinbar unvereinbare Positionen heraus: Der wissenschaftliche Konsens trifft auf das Streben nach Inklusion. Sportliche Fairness steht im Spannungsfeld zwischen biologischen Realitäten und dem legitimen Wunsch nach Teilhabe von Transgender-Personen. Die gesellschaftliche Integration von Transgender-Menschen bleibt eine zentrale Aufgabe. Dennoch erfordert echte Fairness die Anerkennung natürlicher Unterschiede. Der Sport lehrt uns eine zeitlose Wahrheit: Nur klare Regeln ermöglichen faires Miteinander – und nur ausgewogene Lösungen schaffen nachhaltige Gerechtigkeit.

Trump und die Vereinten Nationen

Der US-Präsident will das UN-Hilfswerk für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten UNRWA nicht weiter finanzieren. Dazu schreibt Juan Carlos Girauta in der spanischen Zeitung „El Debate":

Ein Paradoxon prägt den UN-Menschenrechtsrat: Dort sitzen Diktaturen und Unterdrückerregime – mitunter in führender Position. Demokratische Staaten teilen sich gleichberechtigt den Rat mit nicht gewählten Autokraten, die systematisch Opposition unterdrücken, Andersdenkende verfolgen und Frauenrechte missachten. Diese groteske Konstellation, in der Menschenrechtsverächter über Menschenrechte urteilen, findet durch den Austritt der USA nun ein Ende.

Parallel dazu offenbart die UNRWA eine weitere institutionelle Schieflage. Anders als das UNHCR, das weltweit Flüchtlinge in neue Gesellschaften integriert, perpetuiert die UNRWA den Flüchtlingsstatus der Palästinenser über Generationen hinweg. Während Israel sowohl die 700 000 geflohenen Araber als auch die gleiche Zahl vertriebener Juden aus arabischen Ländern aufnahm, wuchs die Zahl „palästinensischer Flüchtlinge" auf fünf Millionen an.

Die UNRWA konserviert diesen Status, und nährt außerdem die Vision eines „Rückkehrrechts", das Israels Existenz gefährdet. Trumps Entscheidung, die US-Finanzierung der UNRWA zu beenden, setzt ein deutliches Signal. Die belegte Hamas-Nähe der Organisation macht ihre Auflösung unausweichlich.

Der Griff nach der Geldpolitik

Leah Downey kommentiert in der britischen Zeitung „The Guardian" zu Donald Trumps Plänen für die Geldpolitik:

Wenn ich Sie bitten würde, die Dinge aufzulisten, die demokratische Politik bedeutsam machen, was würden Sie dazuzählen? Am ehesten Wahlen und Bildung. (...) Ich vermute, dass Ihnen die Zinssätze nicht in den Sinn gekommen sind, was seltsam ist, denn sie sind für die Demokratie von entscheidender Bedeutung. Letzte Woche hat Donald Trump eine Debatte darüber neu entfacht, wer das Währungssystem leiten sollte, das die Zinssätze eines Landes kontrolliert. Sie mögen in vielen Punkten anderer Meinung sein als Trump, aber er hat nicht Unrecht, wenn er erkennt, dass die Geldpolitik – ein Thema, das langweilig und schrecklich technisch erscheinen kann – im Grunde politisch ist und uns viel über die Demokratie sagt. Die Zinssätze beeinflussen alles. Sie beeinflussen, ob man sich ein Haus leisten kann und wie viele Häuser gebaut werden. Sie haben Einfluss darauf, welche Unternehmen expandieren, welche neuen Technologien entstehen und welche Städte florieren oder scheitern. (...) Trump weiß, dass die Geldpolitik politisch ist, und will sie deshalb erobern.

Der Machtsinn des Präsidenten

In der britischen Zeitung „The Telegraph" schreibt Charles Lipson darüber, wie Trump die von den Demokraten ausgeweitete Macht des Präsidenten nutzt:

Die Demokraten haben alle Werkzeuge geschaffen, die Trump verwendet, um das offizielle Washington anzugreifen. (...) Womit die Macher dieser Transformation nie gerechnet hätten, war ein Präsident, der die Machtbefugnisse, die sie ihm verliehen haben, dazu nutzen würde, ihre eigenen geschätzten Projekte zu zerstören. Doch genau das tut Trump.

FRANKREICH In Nizza wird einem Katholikenmörder der Prozess gemacht – Kirche tritt als Nebenklägerin auf S. 10

Foto: Adobe Stock

„Es gibt erkennbare Wahrheit“

Foto: IMAGO/ITAR-TASS

Ein Gespräch mit dem Passauer Bischof Stefan Oster SDB über das christliche Menschenbild

VON REGINA EINIG

Herr Bischof Oster, das christliche Menschenbild reibt sich derzeit mit dem gesellschaftlichen Mainstream, vor allem, wenn es um das Recht auf Leben am Anfang und am Ende geht. Wie können die Christen in einer Gesellschaft, die meint, ohne Gott gut leben zu können, glaubwürdig für das Leben eintreten?

Zunächst bin ich überzeugt, dass sich wesentliche Positionen zum Lebensschutz – etwa gegen Abtreibungen - auch rational begründen lassen, ohne dafür einen religiösen Glauben in Anspruch nehmen zu müssen. Für uns Christen ist dennoch die Glaubensüberzeugung die wesentliche Dimension: Wir leiten unsere Würde aus der biblisch grundgelegten Gottebenbildlichkeit ab – und sind von dort her besonders verpflichtet, menschliches Leben zu schützen, von der Empfängnis bis zum letzten Atemzug.

Und wenn ich nun zum Beispiel auf Eltern mit kleinen Kindern schaue: Selbst wenn jemand noch so ungläubig daher kommt. Ein normaler Mensch wird seinem kleinen Kind die Welt immer als wahr, gut und schön präsentieren. Nur beispielhaft: „Mmh, schmeckt das gut“. „Schau mal, wie lieb der Wauwau ist.“, „Siehst Du die schönen Blumen?“ usw. Und er wird versuchen, die Lüge, den Schmerz, die Bedrohung so lange wie möglich vom Kind wegzuhalten. Das heißt aber doch: Wenn so ein „normaler“, vielleicht ungläubiger Mensch dem Kind das „Urvertrauen“ bewahren oder stärken will, spricht er wie von selbst von einer ursprünglich guten und schönen und verlässlichen Welt. Und das Übel kommt erst sekundär hinzu! Und wenn er es damit ernst meint, dann sagt er damit, dass die Welt ursprünglich eben kein grausamer Zufall ist und dass auch das Kind selbst keine grausame Willkürerscheinung im Universum ist, sondern eben, dass es Sinn gibt und Schönheit und Güte. Er erzählt seinem Kind gewissermaßen eine Paradiesesgeschichte. Und er braucht sie sogar für eine gute Entwicklung des Kindes. Im Grund kommt er also nicht ohne Gott aus. Das wäre zumindest eine Möglichkeit zu argumentieren. Am glaubwürdigsten über die bloßen Argumente hinaus sind freilich immer die Liebe und die Demut.

Ist die Debatte um das Recht auf Leben aus Ihrer Sicht ideologisch untermauert? Oder ist es schlichte Gleichgültigkeit oder Dekadenz der Spaßgesellschaft?

Ich weiß gar nicht, ob das die richtigen Alternativen sind. Es könnte ja auch eine Ideologie sein, die sich die Spaßgesellschaft gebildet hat, um weiterhin Spaß haben zu können und keine Verantwortung übernehmen zu müssen. Und tatsächlich: Wir neigen ja immer zu ideologischen Gebilden, wenn wir uns nicht der Wahrheit stellen wollen.

Immer mehr Menschen zweifeln schon in jungen Jahren an ihrem Geschlecht. Wundert Sie das?

Beim ersten Auftauchen des Phänomens wundert es schon. Zuerst ging es ja in der gesellschaftlichen Debatte jahrelang vor allem um die gesellschaftliche und kirchliche Akzeptanz von Homosexualität. Und mir schien, nachdem diese Akzeptanz weitgehend erreicht war, tauchte auf einmal – aus meiner Wahrnehmung erst vor wenigen Jahren – das Thema der Transidentiät auf. Freilich mit großer medialer und auch akademischer Wucht, als ob es auf einmal das zentrale Thema schlechthin wäre. Auf einmal war also etwas da, worüber davor im Grunde nie gesprochen worden war. In einer Zeit aber, in der die Verbreitung dieser Idee insbesondere über Social Media läuft, ist es nicht mehr verwunderlich, dass es junge Menschen besonders betrifft. Wir sehen ja, dass es überwiegend junge Mädchen sind. Viele sagen, es sei ein Ansteckungsphänomen. Und das ließe sich – freilich etwas banal gesagt – so beschreiben: In bestimmen Lebensphasen erlebt im Grunde jedes Mädchen seine körperliche Entwicklung und äußere Erscheinung als problematisch. Und früher hat es sich vielleicht mit ein paar Klassenkameradinnen verglichen, die genau so normal waren wie es selbst. Heute vergleicht es sich mit tausenden von jungen Mädchen auf Instagram, die alle viel perfekter aussehen als es selbst. Und zugleich gibt es in denselben Medien einen Hype um die Leute, die von sich sagen, dass sie trans seien und ihr Geschlecht gewechselt haben oder wechseln. Dass das viele andere, die ihren Körper nicht mögen, dann zum Nachdenken bringt, ist nun überhaupt nicht mehr schwer verständlich. Aber wie gesagt, das ist etwas schnell dahin gesagt. Denn natürlich gibt es auch das reale Phänomen der Geschlechtsdysphorie, das in der Lage ist, großes Leid zu verursachen. Und hier braucht es tatsächlich Hilfestellung und Begleitung.

Welche Rolle spielt die technologische Revolution in diesem Zusammenhang?

Die technologische Revolution führt dazu, dass wir uns immer mehr in einem virtuellen Raum aufhalten, in dem ganz viel möglich ist und viele Bedürfnisse schnell und unmittelbar gestillt werden können. Die Welt steht einem im Internet scheinbar beliebig zur Verfügung – auch die materielle Welt. Ich kann ja auch ganz schnell einkaufen oder mir Medikamente und Kleidung im Netz besorgen etcetera. Dies führt nach meiner Einschätzung bei vielen, vor allem bei jungen Menschen, zu einem neuen, ziemlich umfassenden Weltverhältnis. Ich sehe darin eine Wiederkehr der Gnosis in moderner Variante, also einer das Christentum immer schon bedrohenden Einstellung, die das Geistig-Immaterielle über das Materielle stellt, so dass das Materielle vor allem zur niederen Verfügungsmasse des Geistes wird. Der Leib wird entwertet zum bloßen, stets verfüg- und manipulierbaren Gegenstand. Diesen Hintergrund darf man bei der Debatte um das Geschlecht auch in Anschlag bringen. Wir Christen betonen dagegen die ungeheure Würde auch des Leibes. Warum? Unser Gott „ist Fleisch geworden“ (Joh 1,14)

Wo sehen Sie derzeit den Kernauftrag der Christen, um mit Phänomenen wie der Genderbewegung umzugehen?

Zunächst einmal – meine ich – müssen wir verstehen lernen, was dahinter liegt. Welche Not, welche Fragen, aber auch welche Ideologie. Wir müssen uns Menschen, denen die Genderfragen zur Ideologie geworden sind, in jedem Fall nähern mit dem Versuch zuerst einmal zu verstehen. Denn in den dahinter liegenden Fragen bringt im Grunde jeder immer auch sich selbst mit – mit seinen eigenen Fragen, seinem eigenen Umgang, seinen eigenen Wunden auch in den Themen Sexualität und Geschlecht.

Eine weitere Tatsache ist dann ja auch, dass in alledem wieder ein Schritt des Weges liegt, den Menschen insgesamt besser zu verstehen. Auch große philosophische Entwürfe oder Richtungen haben, auch dann, wenn sie aus christlicher Sicht gewissermaßen „häretisch“ waren, dennoch immer dazu beigetragen, den Menschen besser verstehen zu lernen – und sei es in der adäquaten Auseinandersetzung damit. Können wir denn im Gespräch mit dieser Gedankenwelt der Gendertheorien auch etwas lernen – und dann auch die eigenen christlichen Positionen neu und tiefer vertreten? Ich bin überzeugt, dass wir Antworten haben, aber wir müssen sie auch finden und uns aneignen. Beispielsweise glauben wir, dass das, was wir Person-sein nennen im Sinne des „Werde, der du bist“ oder auch im Sinn des Erlösungsverständnisses, von gängigen humanwissenschaftlichen Theorien oder auch von Gendertheorien gar nicht erfasst werden.

Was bedeutet es, wenn Paulus im zweiten Korintherbrief davon spricht, dass der, der in Christus ist, „eine neue Schöpfung“ ist?

Dieses Neu-werden oder auch Neu-geboren-werden (vgl. Joh 3,3) bedeutet ja mit einiger Sicherheit, dass es nicht nur ums Denken geht, sondern im tiefen Sinn um mein eigenes Verhältnis zu Gott, zur Welt, zu den anderen Menschen und zu mir selbst. Und das schließt doch wohl notwendig und immer mein Verhältnis zu meinem Leib mit ein! Und die Geschichte der Heiligen zeigt auch, dass es in christlicher Anthropologie um ein mehr „Ganz-werden“ des Menschen geht, um ein Heiler- und Heiliger-werden. Und das ist nun eine Kategorie, die weder eine Gender-Theorie noch andere Humanwissenschaften auf dem Schirm hätten. Aber sie ist eine so wesentliche Antwort oder christliche Zugabe für das Nachdenken über den Menschen in seinem Selbstverhältnis. Wir können sogar sagen: Jeder Mensch ist berufen, eine Art Sakrament zu werden – denn durch ihn als einem endlichen Zeichen soll Gottes Liebe in die Welt kommen. Wie ließe sich aber so etwas in den Humanwissenschaften formulieren, in denen zudem ein viel weniger tiefes Verständnis von Liebe vorherrscht?

Was hilft Priestern im Umgang mit Menschen, die mit dem Schöpfer hadern, die Balance zu halten zwischen notwendiger Abgrenzung von Irrtümern und seelsorglicher Zuwendung?

Ich weiß nicht, ob es eine generelle Antwort gibt. Mir hilft immer, mich zu fragen, ob ich einigermaßen „in der Liebe“ bin. Also in meinem Bemühen, eine Antwort auf die ungeschuldete Liebe Gottes zu geben und daraus zu leben. Parteiische Liebe ist das Normale unter uns als Unerlöste. Aber sie führt gerade deshalb, weil sie parteiisch ist, im Grunde nie wirklich zur Wahrheit über den Menschen. Absichtslose Liebe, die wirklich den Anderen als Anderen meint, sieht viel eher die Wahrheit als eine Liebe, die nur für sich sehen will, was ihr grad nützt oder gut tut. Was also tut dem Anderen als Anderem gut – und nicht dem Anderen als dem „Objekt“ meines Bekehrungsbemühens? Kann ich mit ihm ein Verhältnis aufbauen, so dass er mir vertraut? Und kann ich ihm dann die Wahrheit, die aus unserer Glaubensüberzeugung kommt, auch zumuten? Aus der Qualität dieser Beziehung heraus? Und immer mit dem Eingeständnis, dass ich selbst auch ein erlösungsbedürftiger Sünder bin?

Aber im Augenblick, in dem ich das formuliere, merke ich auch, dass es zugleich wichtig ist, dass wir in unseren anthropologischen Grundüberzeugungen auf einigermaßen sicherem Terrain unterwegs sind. Und das sehe ich in vielen kirchlichen Kontexten leider immer weniger.

Wenn Sie jemanden von der Gutheit der Schöpfung überzeugen möchten – wie würden Sie ansetzen?

Ein Beispiel habe ich oben schon genannt, mit dem kleinen Kind, dem wir die Welt normalerweise als gut, wahr und schön präsentieren. Ein zweites Argument wäre die Erkennbarkeit der Welt: Wir können aus der Welt heraus Wahrheit erkennen. Jedes Ding ist es selbst und als solches erkennbar und daher wahr. Wir sind dafür gemacht, solche Wahrheit zu erkennen und zu sagen. Und Wahrheit erkennen zu wollen, ist ein Gut, hat also schon moralische Qualität. Und einander die Wahrheit mitteilen, ist ein Gut zwischen uns. Denn die Lüge zu sagen oder zu leben ist umgekehrt im Normalfall eben nicht gut! Sie verhindert zwischenmenschliche Verständigung. Sie zerstört Dialog und Begegnung. Das heißt: Wir brauchen im Grunde notwendig eine „metaphysische Auffassung“ von Welt, die uns sagt: Es gibt erkennbare Wahrheit, die wir nicht einfach in die Welt hineinlegen und dann nach unserem Belieben aus ihr herauslesen, sondern: Welt ist in sich wahr und erkennbar. Und dazu gibt es zugleich die Dimension des Miteinanders, in dem die Wahrheit nicht eliminierbar ist, ohne unser Miteinander zu gefährden und zu zerstören. Und auf dieser Basis führt im Grunde jeder Mensch sein Leben und seine Beziehungen. Jeder ist im Grunde, ob er will oder nicht, ein Metaphysiker des Guten und Wahren.

Fotos: IMAGO/Peter Back, Adobe Stock

Der Passauer Bischof Stefan Oster SDB.

PERSONALIEN

Der Kölner Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki hat **MONSIGNORE MARKUS HOFMANN** (56) zum Stadtdechanten in Bonn ernannt. Hofmann tritt sein Amt zum 1. März 2025 an und wird zugleich Pfarrer der Kirchengemeinde St. Martin (Bonner Münster) und St. Petrus. Die offizielle Einführung als Stadtdechant und Pfarrer ist am 8. März, ab 10.30 Uhr im Bonner Münster geplant. Hofmann folgt als Stadtdechant und Münsterpfarrer auf **WOLFGANG PICKEN**, der nach einer kurzen und schweren Erkrankung im Januar 2024 verstorben ist. Seitdem wurde das Stadtdekanat kommissarisch von Pfarrer Bernd Kemmerling geleitet. Im Rahmen des Verfahrens zur Ernennung des neuen Stadtdechanten wurden gemäß der Dekanate-Ordnung die leitenden Pfarrer, alle Pastoralen Dienste sowie kirchliche Gremien in Bonn angehört. „Ich freue mich sehr auf die Aufgabe in Bonn. Mit Bonn verbinde ich schon zwei schöne Abschnitte in meinem Leben: als Student und als Direktor des Collegium Albertinum. Ich wollte immer gerne Pastor werden und freue mich, dass ich diesen Dienst nun anvertraut bekomme“, sagte Hofmann zu seiner Ernennung. Mit Blick auf seine neue Aufgabe erklärte er: „Ich danke Kardinal Woelki für das Vertrauen, das mit dieser Ernennung verbunden ist. Gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Pfarreien und im Stadtdekanat möchte ich helfen, die Menschen in Bonn mit Jesus Christus in Kontakt zu bringen.“ Seit 2012 ist Hofmann residierender Domkapitular in Köln. Diese Aufgabe wird er auch als Stadtdechant von Bonn weiter wahrnehmen. „Die Gläubigen in Bonn können sich wie die Gläubigen im Kölner Dom freuen, dass Monsignore Hofmann sich hier wie dort für die Anliegen der Menschen und der Kirche einsetzt. Das schätze ich sehr“, sagte Dompropst Guido Assmann. „Der Kölner Dom und das Kölner Domkapitel profitieren sehr von Monsignore Hofmanns priesterlichem Einsatz, von seiner ruhigen und reflektierten Art und von seinem großen Sachverstand. Für seine neue, zusätzliche Aufgabe wünschen wir ihm gutes Gelingen und Gottes reichen Segen.“

Der aus Deutschland stammende Weihbischof **STEPHAN LIPKE** bleibt Generalsekretär der katholischen Bischofskonferenz Russlands. Die sechs katholischen Bischöfe in dem Land bestätigten den 49-Jährigen auf ihrer Frühjahrsvollversammlung im westsibirischen Nowosibirsk in diesem Amt, wie ein Sprecher auf Anfrage mitteilte. Am 2. Februar hatte der Bischof von Nowosibirsk, Joseph Werth, Lipke in der Millionenstadt geweiht.

Christen im Visier

In Frankreich beginnt der Prozess um die islamistischen Morde an drei katholischen Gläubigen in Nizza **VON FRANZISKA HARTER**

Gedenken an die drei Mordopfer von Nizza. *Foto: Imago/ Bestimage*

Hunderte Opfer hat der islamistische Terrorismus in Frankreich seit den Anschlägen auf die Musikhalle Bataclan und die Redaktion der Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ 2015 gefordert. Ein Anschlag, der sich gezielt gegen gläubige Christen richtete, wird seit Montag in Paris vor Gericht verhandelt. Es geht um die Ereignisse vom 29. Oktober 2020 in Nizza: An jenem Oktobermorgen betritt der damals 21jährige Tunesier Brahim Aouissaoui die Basilika Notre Dame de l'Assomption und ersticht ein erstes Gemeindemitglied, Nadine Devillers. Eine andere Gläubige, die 44jährige dreifache Mutter Simone Barreto Silva, will der älteren Dame zu Hilfe kommen. Auch sie wird von Aouissaoui angegriffen, flieht aus der Kirche auf die Terrasse eines naheliegenden Cafés, wo sie wenige Minuten später 24 Messerstichen erliegt, die der Angreifer ihr zugefügt hat. Dem herbeieilenden Küster Vincent Loques schneidet Aouissaoui kurz danach ebenfalls die Kehle durch, während sich ein anderer Kirchgänger im letzten Moment aus der Kirche retten kann. Unter dem Ruf „Allahu Akbar“ stürzt sich Aouissaoui wenig später auf die eintreffenden Polizisten, die ihn mit acht Schüssen schwer verletzen, aber nicht töten.

Nur wenige Wochen vor den Ereignissen war der Geschichtslehrer Samuel Paty von dem tschetschenischen Islamisten Abdoullakh Anzorov enthauptet worden, weil er im Unterricht Mohammed-Karikaturen gezeigt hatte. „Charlie Hebdo“ hatte außerdem erneut die Mohammend-Karikaturen veröffentlicht, die fünf Jahre zuvor zu dem Anschlag auf die Redaktionsbüros geführt hatten – unmittelbar gefolgt von einem Aufruf der Al-Kaida, den Franzosen „in ihren Kirchen die Kehle durchzuschneiden“. Bis heute ist das Risiko islamistischer Anschläge in Frankreich hoch. An Weihnachten und Ostern werden Kirchen besonders durch die Polizei und das Militär geschützt. Im Januar erklärte Frankreichs Innenminister, dass allein 2024 neun Attentate auf französischem Boden verhindert wurden.

Drei Wochen soll der Prozess gegen den heute 25jährigen Brahim Aouissaoui dauern, der eine lebenslängliche Haftstrafe riskiert. Die Voruntersuchung hat nachgezeichnet, wie sich der junge Mann in den Jahren vor seiner Tat radikalisierte und sich dann im September 2020 nach Europa einschiffte, wahrscheinlich bereits mit dem Vorsatz, ein Attentat zu begehen. Unter anderem fand man auf seinem Telefon islamistische Aufrufe zu gewaltsamen Aktionen in Frankreich. Über Lampedusa reiste Aouissaoui zunächst nach Sizilien und anschließend nach Nizza, wo er zwei Tage vor dem Attentat ankam und anschließend die Basilika und ihre Umgebung auskundschaftete.

„Herr Aouissaoui, Ihnen werden drei Morde und sechs Mordversuche im Zusammenhang mit einem terroristischen Unterfangen vorgeworfen. Bestätigen Sie diese Vorwürfe?“, fragt der Richter an diesem Montag im Pariser Gerichtssaal. „Ich erinnere mich nicht an die Fakten, ich habe nichts zu sagen, wie hätte ich drei Menschen töten können?“, lautet die Antwort des Angeklagten. Seit seinem ersten Verhör durch den Untersuchungsrichter behauptet Aouissaoui, sich weder an seine Taten noch an seine Jugend zu erinnern. Sein Anwalt argumentiert, die Notoperationen des Schwerverletzten hätten einen vollständigen Gedächtnisverlust hervorgerufen. Für die Anwälte der Angehörigen der Opfer handelt es sich um eine geschickte Verteidigungsmasche. Diese Position wird erhärtet durch die Mitschnitte von mehreren Telefongesprächen des Inhaftierten. Einer seiner Mithäftlinge behauptet außerdem, Aouissaoui habe sich vor ihm mit seiner Tat gebrüstet. Die Frage nach dem Gedächtnisverlust wird einer der wesentlichen Punkte des Gerichtsverfahrens sein.

Für die katholische Kirche Frankreich ist der Prozess eine Neuheit. Zum ersten Mal möchte sie als Nebenklägerin auftreten, denn: „Die Richter haben die erschwerende Einstufung als terroristische Handlung aufgrund der Religion nicht berücksichtigt, obwohl es offensichtlich scheint, dass gerade dies der Fall ist“, erklärte der Vorsitzende der Französischen Bischofskonferenz Eric de Moulins-Beaufort gegenüber „La Croix“. Der Täter habe gezielt Kirchgänger angegriffen, argumentiert die Bischofskonferenz und will den Schritt deutlich machen, dass das Attentat von Nizza speziell die christliche Religion zum Ziel hatte. Bei bereits 32 Nebenklägern ist dies ein eher symbolischer Akt, den die Bischöfe vor allem als Signal gegenüber ihren Gläubigen verstanden wissen wollen, wie der Anwalt der Bischöfe darlegte: „Was in Nizza passiert ist, hat bei vielen Menschen verständlicherweise für große Beunruhigung gesorgt, insbesondere bei denen, die frühmorgens durch die Tür einer oft einsamen Kirche treten.“ Und ja: Viele Gläubige haben nach den Morden die Gemeinde gewechselt. Aber es gibt Hoffnung: Die Anzahl der erwachsenen Katechumenen ist auch dort – wie anderswo in Frankreich – gewachsen.

Vatikan lobt Kooperation zweier Pilgerwege

VATIKANSTADT (DT/KAP) Im Rahmen des Heiligen Jahres 2025 haben der Jakobsweg nach Santiago de Compostela und die Via Francigena, der Pilgerweg, der zum Petersdom in Rom führt, ein Abkommen zur verstärkten Zusammenarbeit unterzeichnet. Dies wurde am Donnerstag bei der italienischen Botschaft am Heiligen Stuhl bekannt gegeben. Erzbischof Rino Fisichella, der beim Vatikan für das Heilige Jahr verantwortlich ist, betonte, dass Pilgern – insbesondere zu Fuß – ein unverzichtbarer Teil des spirituellen Erlebnisses sei. „Es ist ein bedeutendes Zeichen der Zusammenarbeit zwischen den Regionen Galicien in Spanien und Latium in Italien“, so Fisichella über das Abkommen. Beide Regionen beherbergen wichtige religiöse Ziele: das Grab des Apostels Jakobus in Santiago und die Gräber von Petrus und Paulus in Rom. Doch das Abkommen gehe über eine einfache Kooperation hinaus. Es sei ein Schritt hin zur stärkeren Wertschätzung des Pilgerns als Ausdruck von Spiritualität und einer tiefen persönlichen Suche. Fisichella, der die neue Partnerschaft im Interview mit Radio Vatikan lobte, erklärte, dass Pilgern auf Wegen wie dem Jakobsweg und der Via Francigena eine Gelegenheit sei, das Leben und den Glauben neu zu entdecken. „Pilgern ist mehr als eine Reise, es ist eine Suche nach sich selbst und nach Gott“, so der Erzbischof. Das Abkommen zwischen den beiden Pilgerwegen soll Pilgern ermöglichen, beide Wege zu erleben und so einen noch tieferen spirituellen Austausch zu erfahren. Erzbischof Fisichella unterstrich, dass insbesondere das Pilgern zu Fuß eine tiefere Verbundenheit mit der Schöpfung und den Mitmenschen erlaube. „Pilgern auf diesen Wegen ist ein Abenteuer, das die Schönheit der Welt und der menschlichen Beziehungen offenbart“.

Weltweiter Mutter-Teresa-Gedenktag

VATIKANSTADT (DT/KAP) Mutter Teresa von Kalkutta (1910-1997) erhält im weltweiten liturgischen Kalender der Kirche einen eigenen Gedenktag. Wie der Vatikan am Dienstag bekanntgab, wird ihr Todestag, der 5. September, weltweit „nicht gebotener Gedenktag“ im Römischen Generalkalender. Der neue Gedenktag solle nun in alle liturgischen Kalender und Bücher für die Feier der Messe und der Stundenliturgie eingefügt werden, so das Dekret aus der vatikanischen Gottesdienstbehörde.

IM BLICKPUNKT

§ 218 und der Geruch der Schafe

Zwischen allen Stühlen: Warum die deutschen Bischöfe beinahe erklären können, was sie wollen, und es dennoch kaum jemandem recht machen können

VON STEFAN REHDER

Die in der Kirche zu Hirten Berufenen sollen sich mehr unter die Schafe mischen. So wünscht es Franziskus. Seine Begründung: Wenn die Hirten nicht den Geruch der Schafe annähmen, liefen sie Gefahr, den Kontakt zu ihnen zu verlieren. So weit, so klar. Leider verrät der Heilige Vater aber nicht, um welche Schafe es ihm geht.

Um die verirrten oder um jene, die sich scheinbar bereitwillig hüten und leiten lassen? Natürlich spricht viel dafür, dass ein Papst, der das Schiff Petri dazu aufruft, an die Ränder zu gehen, eher Erstere im Blick hat.

Bedauerlicherweise stellen Hirten aber, die so verfahren, kaum jemanden zufrieden. Beispiel: § 218 StGB. Wer als Katholik die Stellungnahmen des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz aufmerksam verfolgt, kann unmöglich zu dem Schluss kommen, die Bischöfe behandelten das Thema stiefmütterlich. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall. Und doch stellen die Wortmeldungen der Bischöfe kaum jemanden zufrieden.

Die verirrten Schafe sind empört, weil die Frontleute einer in Missbrauchsskandale verstrickten Kirche es wagen, öffentlich den Schutz des Lebens ungeborener Kinder anzumahnen. Die sich brav wähnenden Schafe, die wissen, dass sexueller Missbrauch von Schutzbefohlen keine Domäne der katholischen Kirche ist, sondern in Familien, Schulen, Sportvereinen et cetera weit häufiger vorkommt, sind nicht minder empört, weil „ihre“ Hirten, die Sprache der Säkularen bemühen und statt von einem „verabscheuungswürdigen Verbrechen“ (Zweites Vatikanisches Konzil) und „schwerer Sünde“ zu sprechen, es vorziehen, das Grundgesetz und die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts in Anschlag zu bringen.

Was also tun? Folgt man dem Evangelium, ist der „gute Hirte“ verpflichtet, den verlorenen Schafen nachzusteigen. Dazu muss er die Herde zeitweise allein lassen. In solcher Mission unterwegs ist er gut beraten, auch die Sprache der verirrten Schafe zu sprechen.

Denn wer die Existenz Gottes ablehnt oder in Frage stellt, dem ist nicht geholfen, wenn ihm erklärt wird, dass nur Gott „Herr über Leben und Tod“ und der Mensch sein Abbild ist, mit dem er einen Plan verfolgt, der immer dort durchkreuzt wird, wo ein Menschenleben, anstatt irgendwann friedlich zu erlöschen, gewaltsam vernichtet wird.

Zu den Aufgaben der Hirten zählt aber auch, die bei der Herde gebliebenen Schafe zu weiden und die Brüder und Schwestern zu stärken. Und dafür eignen sich Rekurse auf das Grundgesetz und die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts eben nur sehr begrenzt.

Was es braucht, ist mehr Wohlwollen und Verständnis auf allen Seiten. Die bei der Herde Gebliebenen müssen besser verstehen lernen, dass ihre Hirten mit einer säkularen Welt anders kommunizieren müssen, als sie dies etwa auf einem Pfingstzeltlager katholischer Pfadfinder könnten. Und die Hirten müssen besser verstehen lernen, dass die Herde mit Recht „fremdelt“, wenn sie nicht immer wieder auch mal andere Töne anschlagen.

Es gilt also, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen. Sich mit einem von beidem bescheiden zu wollen, ist nicht genug. Keine Frage: Zwischen allen Stühlen lebt es sich meist unbequem. Aber ein bequemes Leben hat Christus auch niemandem versprochen. Den Schafen nicht und ihren Hirten schon gar nicht.

Nachfolge Christi heißt immer auch: stets bereit zu sein, die eigene Komfortzone zu verlassen. Dazu gehört dann auch, sich von Begrenzungen nicht den Frieden rauben zu lassen. Weder von den eigenen noch von denen der anderen. Denn Gott vermag, wo wir uns ihm zur Verfügung stellen, auch auf krummen Zeilen gerade zu schreiben.

Multikulti – im Glauben vereint

Die englischsprachige Mission in Hamburg vereint über 100 Nationen. Neben der gemeinsamen Sprache ist der katholische Glaube das verbindende Element. Die Gemeinde setzt auf Mission – und zieht dadurch viele junge Menschen an VON OLIVER GIERENS

Zwei Chöre gibt es in der englischsprachigen Mission. Neben angelsächsischem Lobpreis gehören auch lateinische Gesänge zum Repertoire. *Foto: Oliver Gierens*

Die Kirche St. Elisabeth in Hamburgs feinem Villenvorort Harvestehude ist ein eher unauffälliger Kirchbau, 1926 im Stil der „neuen Sachlichkeit" errichtet und mit „zurückhaltend expressionistischem" Dekor geschmückt, wie es in einem Architekturführer heißt. Im Inneren des Gotteshauses geht es an diesem Sonntag dagegen weitaus bunter zu. Menschen aus verschiedenen Nationen und Kontinenten, Europäer, Asiaten, Afrikaner und einige andere strömen in die heilige Messe zur Mittagszeit, auch einige Deutsche sind darunter. Die rund 250 Plätze sind diesmal nicht voll besetzt. Doch über mangelnden Gottesdienstbesuch kann sich die englischsprachige Mission des Erzbistums Hamburg meistens nicht beklagen. Im Gegenteil: Viele Stammgäste schätzen den englischsprachigen Gottesdienst und Father Ritchille Salinas. Der Steyler Missionar, der ursprünglich von den Philippinen stammt, ist seit Januar 2020 unter anderem für die englischsprachige Mission zuständig. Daneben betreut er noch die philippinische Gemeinde sowie die katholische Seemannsmission Stella Maris.

Dieser Sonntag ist ein besonderer: Die Kirche feiert „Darstellung des Herrn" oder Mariä Lichtmess, zudem erhalten die Gläubigen den Blasiussegen, der vor allem gegen Halskrankheiten helfen soll. Es dauert fast eine halbe Stunde, bis die Schlange endet. Die englischsprachige Mission zieht Gläubige aus ganz Norddeutschland an, hier gibt es die einzige katholische Messe in englischer Sprache in einem größeren Umkreis. Manche, so berichtet Father Ritchille, reisen jede Woche rund zwei Stunden an, etwa aus Kiel oder Hannover. Und die Mission ist sehr aktiv: Zwei Chöre gestalten regelmäßig die Gottesdienste, berichtet Peter Lopez. Der Hotelkaufmann kam 1973 aus Malaysia nach Deutschland, lebt seit 1987 in Hamburg. Seitdem engagiert er sich in der örtlichen Pfarrei und der englischsprachigen Mission.

Bis 1990 seien es vor allem englische und amerikanische Bewohner gewesen, die die Mission geprägt hätten, erzählt Lopez im Gespräch. Danach hätten eher Filipinos dominiert, später auch Ghanesen und Nigerianer, aktuell seien es vorwiegend Inder. Zu einer fremdsprachigen Gemeinde, die eine Weltsprache repräsentiert, gehört es wohl dazu, dass Angehörige zahlreicher Länder und Kontinente kommen und gehen. Aktuell seien knapp 100 Nationen in der Mission präsent, berichtet Lopez. 250 bis 300 Gottesdienstbesucher seien im Schnitt an den „normalen" Sonntagen zu Gast, an Festtagen könnten es auch mal über 400 werden. „Dann stehen die Besucher in drei Reihen hinten am Eingang."

Um diese hohe Zahl an Besuchern zu betreuen, gibt es neben den Chören zahlreiche weitere Gruppen. Das „Hospitality team" will vor allem Neuankömmlingen eine Willkommenskultur bereiten. Einmal im Monat gibt es nach der Messe einen Kaffee für alle Besucher. Andere Gruppen kümmern sich um Kinderkatechese oder veranstalten einmal im Monat einen Kindergottesdienst, andere betreuen junge Erwachsene oder das RCIA-Programm („Rite of Christian Initiation of Adults"), das Taufkatechese für Erwachsene bietet. Auch an diesem Sonntag kommen acht Erwachsene nach vorne, werden nach dem Gottesdienst von Father Ritchille gesegnet. Zwei von ihnen sind Konvertiten von anglikanischen oder methodistischen Kirchen, die anderen bereiten sich auf das Firmsakrament vor.

Rund 15 bis 20 Taufen gibt es laut Father Ritchille pro Jahr, dazu etwa fünf jugendliche Firmlinge. Die Zahlen sind auf den ersten Blick nicht viel höher als in den Pfarreien, doch die Mission ist bei jungen Erwachsenen durchaus beliebt. „Bis zum 13. Lebensjahr war ich in meiner deutschen Gemeinde, seitdem bin ich hier", sagt beispielsweise Sonja Siemianowsky. Die junge Frau ist heute mit ihrer Tochter hier. Obwohl beide keinen englischsprachigen Hintergrund haben, fühlen sie sich hier zu Hause. „Es geht hier einfach fröhlicher und herzlicher zu", meint die junge Frau. „Hier spielt sich keiner auf, ich fühle mich immer willkommen." Der Chor singt an diesem Sonntag vor allem Lobpreislieder aus dem angelsächsischen Raum. Die Texte werden mit Beamern an die Wand projiziert, Liederbücher gibt es schon lange nicht mehr – sie gingen schnell kaputt oder wurden gerne als „Souvenir" mitgenommen. Noch etwas gefällt Sonja Siemianowsky an der Gemeinde: Die innerkirchlichen Streitpunkte und Diskussionen bleiben meistens außen vor. Wo in deutschen Gemeinden gerne über die Rolle der Frau oder der Laien gesprochen wird, sei das hier meistens kein Thema.

Auch Sandra und Aires de Menezes sind darüber froh. „Die meisten hier sind fest im Glauben aufgewachsen, grundsätzlich ist das Katholische bei ihnen tiefer verankert", sagt Aires, der Sprecher des Gemeindeteams ist. Er wurde in Deutschland geboren, seine Vorfahren stammen aus Indien. „Für uns sind all diese Themen ein Fragezeichen." Und seine Frau, die Ende der 1990er Jahre aus Indien nach Deutschland kam, ergänzt: „Ich habe nie gehört, dass sich jemand beklagt hat, warum nur Männer Priester werden können." Über die typischen „Reform"-Themen werde zwar gesprochen, meistens aber eher ablehnend.

Stattdessen setzt die englischsprachige Mission auf Glaubensweitergabe. „Vor kurzem ist sogar eine Frau aus Aachen hierhergekommen. Sie suchte eine Messe auf Englisch und war total begeistert", berichtet Sandra de Menezes. Viele Jugendliche kämen regelmäßig zur Mission. „Wir versuchen, sie einzubinden, sonst verlieren wir sie." Auch Sandra ist überzeugt: In der englischsprachigen Mission könnten die Besucher eine besondere Wärme spüren, sich wie zu Hause fühlen. „Wir versuchen, den Leuten eine Heimat zu geben, daher gibt es eine hohe Anzahl an Freiwilligen, die sich einbringen."

Das spürt man auch an diesem Sonntag. Im Gemeindehaus direkt an der Kirche ist ein großes Buffet aufgebaut. Eine Frau, die in einem der Chöre singt, feiert ihren 60. Geburtstag. Der Saal ist voll, viele steuern etwas zum Buffet bei, es wird gegessen und gelacht. Auch Dionesa, die ursprünglich von den Philippinen stammt, kommt regelmäßig in die Mission. Die junge Frau arbeitet als Krankenschwester in Hamburg, kam vor zehn Jahren in die Hansestadt. Mit ihren beiden Geschwistern engagiert sie sich in der Kirchenmusik. „Wir fühlen uns hier wie zu Hause", sagt Dionesa im Gespräch, zumal sie in der Gemeinde zahlreiche ihrer Landsleute trifft.

Doch es ist neben der gemeinsamen Herkunft auch der Glaube, der zusammenschweißt, ist Sandra de Menezes überzeugt. Dafür spreche auch, dass es nur wenige Menschen aus der Gemeinde gebe, die die Kirche verlassen würden. „Die Glaubensweitergabe hat Wirkung", ist sie überzeugt. „Die Jugendlichen verlassen die Kirche nicht, und darauf sind wir sehr stolz." Und ihr Mann Aires ergänzt: „Oft ist die Firmung die letzte Station vor dem Kirchenaustritt. Das ist bei uns nicht so."

Weitere Informationen zu den fremdsprachigen Missionen in Hamburg: https://erzbistum-hamburg.de/Muttersprachlichen-Missionen-1434.

Heimatgefühl in der Fremde

Die muttersprachlichen Gemeinden in München geben ausländischen Gläubigen und ihren Nachfahren Geborgenheit und Gemeinschaft

VON ESTHER VON KROSIGK

München als Italiens nördlichste Stadt zu bezeichnen, kommt nicht von ungefähr: Die Fassade der Residenz am Max-Joseph-Platz ist gleichsam eine Kopie des Palazzo Pitti in Florenz, doch das ist nur ein Beispiel für den sichtbaren Einfluss von „Bella Italia“ in Bayerns Hauptstadt. An zahlreichen Orten ist das Südländische zu spüren – was den besonderen Charme der Stadt ausmacht. Rund 35 000 Italiener leben und arbeiten hier, viele von ihnen gehören der Italienischen Katholischen Gemeinde München an.

Gleich neben dem Eiscafé „La dolce vita“ an der Lindwurmstraße befindet sich der Eingang zum Gemeindebüro, doch für Pfarrer Gabriele Parolin ist derzeit nicht Dolce Vita angesagt. Der 76-jährige, der seit 1975 in Deutschland ist, betreut die große Gemeinde derzeit allein. Normalerweise finden am Samstag zwei heilige Messen und am Sonntag fünf Gottesdienste in Kirchen verschiedener Stadtteile von München statt, darunter St. Andreas um die Ecke und die Bürgersaalkirche im Zentrum. Hinzu kommen einmal monatlich Messfeiern in Unterhaching und Landshut.

Aber ist dieser organisatorische Aufwand überhaupt nötig? Wäre es nicht einfacher, wenn die italienischen Mitbürger, von denen vermutlich etliche deutsch sprechen, an den Messen im Liebfrauendom und den anderen Innenstadtkirchen Münchens teilnähmen? Pater Gabriele zögert nicht lange mit der Antwort. Er gibt zu bedenken, dass vor Jahrzehnten, als seine Landsleute erstmalig nach Deutschland als Gastarbeiter kamen, tatsächlich ein Sprachproblem bestand: „Wie konnte man diese Menschen im Glauben begleiten, wenn man ihre Sprache nicht verstand? Hinzu kommt auch heute: Viele Italiener fühlen sich in der deutschen Kirche nicht beheimatet. Das hat mit Emotionen zu tun, denn man lebt den Glauben sehr stark über Gefühle. Durch die Lieder, die Mentalität, das Zusammensein stellen sich Emotionen ein. Die Menschen sagen: Die italienische Gemeinde ist unsere Familie.“

Insgesamt gibt es in der Erzdiözese München und Freising 26 muttersprachliche Gemeinden, die per Dekret vom Kardinal eingesetzt wurden. Einige von ihnen betreuen gleich mehrere Länder, wie beispielsweise die spanischsprachige Seelsorge, die 21 Länder unter ihrem Dach vereint. „Wir können nicht für jede Nation eine eigene Gemeinde errichten,“ sagt Monsignore Alexander Hoffmann, Abteilungsleiter Muttersprachliche Seelsorge der Erzdiözese. Er ergänzt, dass in den vergangenen zehn Jahren noch mehrere Gottesdienstgemeinschaften hinzugekommen sind – der Bereich wächst.

Auch die Polnische Katholische Gemeinde München hat sich kontinuierlich vergrößert. Ihre Geschichte begann im 2. Weltkrieg mit der Seelsorge polnischer Pfarrer im Konzentrationslager Dachau. Annähernd 2 000 polnische Priester waren unter den 35 000 Polen, die von April 1940 bis April 1945 ins Lager gebracht wurden. Von 1941 an hielten die Geistlichen heimlich die heilige Messe für ihre Mitgefangenen. Im Jahr 1952 übernahm mit Pfarrer Pawel Kajka ein Priester die Seelsorge in München und Umgebung, der ebenfalls mehrere Jahre in Konzentrationslagern verbracht hatte. Heute zählt die Gemeinde etwa 22 000 Mitglieder, die meisten kamen nach Bayern, nachdem das ehemalige kommunistische Regime in Polen den Kriegszustand verhängt hatte. Eine große Gruppe von Polen ließ sich nach dem Beitritt Polens zur Europäischen Union im Jahre 2004 in München nieder.

Pater Mikolaj Stanislaw Plawecki CSsR räumt ein, dass es in seiner Gemeinde – wie anderswo auch – durchaus Fluktuation gebe. Doch die Integration neu ankommender Polen in Deutschland könne durch die Unterstützung von Gemeindemitgliedern schneller gelingen: „Unsere Landsleute wenden sich oft an uns, um Hilfe bei der Erledigung verschiedener Formalitäten im Zusammenhang mit der Eingewöhnung zu erhalten. Wenn es um Integration geht, versuchen wir, diese in Übereinstimmung mit den neuesten Richtlinien der Deutschen Bischöfe zur fremdsprachigen Seelsorge umzusetzen, das heißt unsere religiöse und kulturelle Identität zu bewahren und weiterzuführen, uns aber gleichzeitig für die kulturellen und religiösen Werte der örtlichen Gemeinschaft zu öffnen.“

Das Altarkreuz in St. Andreas in München. Hier versammelt sich regelmäßig die Italienische Katholische Gemeinde. *Fotos: Wikimedia Commons*

Doch nicht nur Polen besuchen die in verschiedenen Münchner Kirchen stattfindenden Eucharistiefeiern. Gerade in jüngster Zeit, so Pfarrer Plawecki, engagieren sich auch Menschen aus anderen Ländern im Leben der Pfarrei: „Seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine beobachten wir bei unseren Gottesdiensten eine erhöhte Präsenz ukrainischer Katholiken, welche die polnische Sprache einigermaßen verstehen.“

Laut Monsignore Hoffmann ist es ein starkes Gemeinschaftsgefühl, das die Gläubigen aus anderen Nationen auszeichnet. Nach den Eucharistiefeiern strömen nicht alle auseinander, sondern man trifft sich hinterher und verbringt einige Zeit miteinander. Bei den Polen nehmen die Kinder nach der Sonntagsmesse an der „Kinderoase“ teil, während die Eltern beim Kaffee zusammensitzen.

Zweimal im Jahr finden in München zentrale Veranstaltungen statt, bei denen sich Christen verschiedener Nationen mischen und die muttersprachlichen Gemeinden besonders in Erscheinung treten: Da ist zum einen der „Kreuzweg der Völker“ am Karfreitag, mit 14 Stationen zwischen St. Michael und dem Marienplatz. Zumeist sind mehrere tausend Menschen mit dabei, die verschiedenen Stationen werden von je einer fremdsprachigen Gemeinde gestaltet. „Die Menschen, obwohl in der Fremde, bekommen dadurch das Gefühl, dass sie willkommen und aufgenommen sind.“, so Hoffmann. Im Herbst ist es der „Gottesdienst der Nationen“, der jedes Jahr von einer anderen Gemeinde ausgerichtet wird. In der Regel zelebriert Kardinal Marx die heilige Messe. Diesmal sind es die englischsprachigen Gläubigen, die die Eucharistiefeier vorbereiten und das Lied-Repertoire zusammenstellen – zum Mitsingen sind Sänger aus allen anderen Münchner Gemeinden eingeladen.

Anzeige

Auch ohne italienisches Flair die Heimat der italienischen Gemeinde Münchens: St. Andreas.

SONNTAGSLESUNG

Die Seligpreisungen sind ein Appell: Gott fordert uns zur Entscheidung heraus

VON LOTHAR WEHR

Unser Glaube verlangt Entschiedenheit. Wer glaubt, entscheidet sich für ein Leben, das sich an Gott und seinem Willen ausrichtet. Dies schließt ein, dass man sich nicht daran orientiert, was gerade unter den Menschen in Mode ist.

Die Lesung aus dem Buch des Propheten Jeremia sowie die Seligpreisungen und Wehe-Rufe Jesu nach dem Lukasevangelium führen dies in scharfen Alternativen vor Augen. Der alttestamentliche Prophet stellt denjenigen, der auf Menschen vertraut, demjenigen gegenüber, der sein Vertrauen auf Gott setzt (Jer 17, 5–8): Wer auf Menschen vertraut, verkümmert wie ein Strauch in der Steppe. Wer dagegen auf Gott sein Leben baut, ist wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist. Er ist immer voll Leben und bringt zudem reiche Frucht. Sein Leben im Vertrauen auf Gott zu gestalten, bedeutet, sein Leben zu gewinnen und durch die reiche Frucht auch andere Menschen glücklich zu machen.

Im Evangelium werden diejenigen seliggepriesen, die nichts besitzen, was sie in den Augen der Menschen attraktiv erscheinen lässt (Lk 6, 20–23). Es sind die Armen, die weinen und hungern. Dazu kommen die um ihres Glaubens willen Verfolgten. Selig sind also diejenigen, die vor Gott und den Menschen nichts vorzuweisen haben, die ganz auf Gottes Beistand angewiesen sind. Das Wehe gilt dagegen den Selbstsicheren, die reich sind, die lachen und satt sind und denen die Menschen schmeicheln. Ihnen droht das Gericht Gottes (Lk 6, 24–26).

In der Lesung aus Jeremia und im Evangelium wird Orientierung gegeben, indem gutes und falsches Vertrauen scharf einander gegenübergestellt werden. Jeremia fragt, worauf der Mensch sein Leben bauen soll, wem er vertrauen soll: Menschen oder Gott.

Im Evangelium werden in den Seligpreisungen und in den Wehe-Rufen zwei Alternativen geboten im Hinblick auf die Einstellung Gott gegenüber. Es geht im Evangelium wie schon in der alttestamentlichen Lesung weniger um Moral als um eine Haltung Gott gegenüber. Arme sind ganz auf Gott angewiesen und deshalb ganz für Gott offen. Die Reichen stehen in der Gefahr, zu selbstsicher zu sein, auf sich selbst zu vertrauen und die Armen zu übersehen. Sein Leben ganz aus dem Vertrauen auf Gott zu gestalten, führt zu einem gelingenden und wirklich glücklichen Leben.

An uns als Einzelne, aber auch an die Gesellschaft insgesamt richten die Lesungen dieses Sonntags die Frage: Woran orientieren wir uns? An Menschen oder an Gott, an dem, was gerade „woke“ ist, oder an dem, was Gott als Weg zu einem wirklich erfüllten Leben für uns vorgesehen hat? Auf jeden Fall ist von uns eine Entscheidung verlangt. Die Alternativen, die Jeremia und Jesus aufzeigen, lassen keinen Mittelweg zu.

Jeremia 17, 5–8
1 Korinther 15, 12.16–20
Lukas 6, 17.20–26
Zu den Lesungen des 6. Sonntags im Jahreskreis 2025 (Lesejahr C)

Höfling und Bischof

Nizäas Namen: Eusebios von Nikomedien taufte den Kaiser und förderte die Arianer VON DOMINIK HERINGER

Sprache bildet Realitäten ab und bietet die Möglichkeit, Bilder und Narrative zu entwickeln. Wer die Worte „Häretiker“ oder „Häresie“ hört, glaubt, es mit etwas Unanständigem, gar Skandalösem zu tun zu haben. Auch wenn dies nicht allein für den katholischen Raum gilt, so haben sich dort Narrative entfaltet, die die historische Wirklichkeit und den vergangenen Kontext kaum mehr einzuholen vermögen. Das Konzil von Nizäa (heute: İznik in der Türkei), dessen 1700-jähriges Jubiläum die christlichen Kirchen in diesem Jahr begehen, ist der Anfang einer beeindruckenden Geschichte: Heute zählen wir 21 Konzilien – von Nizäa bis zum II. Vatikanischen Konzil –, die am Ende eines Rezeptionsprozesses von der Kirche anerkannt werden. Die Konzilien gelten als Horte der Rechtgläubigkeit, durch deren Bewahrung die Kirche den Glauben zu verteidigen sucht. Allerdings wird häufig übersehen, dass häretische Gegenpositionen die Zeitgenossen durch philosophische und theologische Plausibilitäten überzeugten, ja dass gerade „Irrlehren“ nicht selten leichter versteh- und glaubbar waren als das, was die Konzilien beschlossen haben. Verband sich diese Glaubensoption noch mit einer charismatisch-faszinierenden Persönlichkeit, entwickelte sich leicht ein echtes Dilemma.

Eine solche Situation ist im Jahr 318 zu beobachten, in dem der Streit um den Logos beziehungsweise die Gottessohnschaft Jesu eskalierte. Der alexandrinische Presbyter Arius, für den der „wahre Gott“ allein der Vater war, machte sich ein in der griechischen Philosophie vorhandenes Denkmodell, nämlich das des „Demiurgen“, zu Nutze und übertrug es auf die Christologie: Der Logos sei zwar Urbild der Schöpfung, aber auch selbst geschaffene Wirklichkeit. Er wurde in diesem Konzept vor allem als Mittler zwischen dem Vater und der raumzeitlichen Welt gedacht. Zugleich gelang es Arius, der theologisch brillant und menschlich sympathisch war, mit seiner faszinierenden Persönlichkeit Menschen von seinem Anliegen zu überzeugen.

So war es auch bei Eusebios, dem Bischof der Residenzstadt Nikomedien (heute Ìzmit); er ist nicht zu verwechseln mit dem theologisch bedeutenderen Namensvetter Eusebios von Cäsarea. Arius wandte sich an den Bischof von Nikomedien, nachdem der alexandrinische Bischof Alexander zur Auffassung gekommen war, dass es sich bei Arius‘ Lehre um eine gefährliche „Häresie“ handle, und diesen umgehend exkommunizierte. So schreibt Arius an Eusebios: „Denn auch diesem Wort gemäß – nämlich jenes ‚Im Anfang war das Wort‘, verleugnen sie, und jenes: ‚Christus ist Gottes Kraft und Gottes Weisheit‘ oder ‚Er ist das Wort und die Weisheit des Vaters‘, lehren sie nicht. Oder dass Gott nicht schon immer die Weisheit und das Wort gezeugt habe, glauben sie.“ Eusebios bot sich unter anderem deshalb als nützlicher Gefährte an, da er wie Arius zum Kreis der „Syllukianisten“ – der Schüler des Lukian von Antiochien – gehörte, die eine verschworene und einflussreiche Gemeinschaft bildeten.

Nachdem Bischof Alexander seine Entscheidung zur Exkommunikation durch eine ägyptische Synode von 100 Bischöfen billigen ließ, antwortete Eusebios mit einer bithynischen Synode, die nun den ganzen Osten – Griechenland, Syrien und Kleinasien – mobilisierte. Alexander erhielt Zustimmungsbriefe von mehr als zweihundert Bischöfen, wodurch Arius und seine Anhänger erheblich unter Druck gerieten. Konstantin – der zunächst zögerlich war und wohl erst durch den Rat des Bischofs Hosius von Córdoba seine Meinung änderte – veranlasste daraufhin erstmals ein allgemeines Konzil. Für den theologisch desinteressierten Kaiser selbst hatte die arianische Kontroverse kaum Bedeutung; ihm persönlich ging es um ein reichsweit einheitliches Bekenntnis, mehr noch aber um das politische Anliegen.

Im Jahr nach der Erringung der Alleinherrschaft in der Schlacht von Chrysopolis gegen Licinius im September 324 wollte er zusammen mit möglichst vielen Bischöfen des Reiches sein 20-jähriges Dienstjubiläum feiern und aus diesem Anlass nicht etwa, wie es die diokletianische Verfassung vorsah, zurücktreten. Das Konzil verurteilte Arius und seine Lehre. So wird das Bekenntnis der Gottessohnschaft durch die Zufügung „das heißt aus der Substanz des Vaters“, „eines Wesens (von homooúsios: ‚wesensgleich, wesenseins‘) mit dem Vater“ verteidigt. Spätere Versionen des nizänokonstantinopolitanischen Credos erläutern: „Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen.“ Damit hatte das Konzil erstmals einen nichtbiblischen Begriff verwandt, um das Unterscheidende des Christentums auszudrücken.

Mit der biblischen Begrifflichkeit allein konnte Arius nicht widerlegt werden. Durch den Beschluss dieser Glaubensformel schien die Krise überwunden zu sein, da der Kaiser für die Durchsetzung der Ergebnisse Sorge trug und somit die theologischen Entscheidungen politische Rückendeckung erhielten. Allerdings sollte nun wieder Eusebios von Nikomedien, der selbst am Konzil teilgenommen hatte, eine Wende herbeiführen, die für fast ein halbes Jahrhundert zu Richtungskämpfen und dogmatischen Zerklüftungen in der Kirche führten. Was war der Hintergrund?

Nachdem Eusebios, obwohl er die Ergebnisse von Nizäa unterzeichnet hatte, den Konzilsentscheidungen zusammen mit Theognis von Nizäa den Gehorsam verweigerte, war er zunächst vom Kaiser verbannt worden, kehrte aber 328 stillschweigend in sein Amt zurück, ohne dass er die Beschlüsse des Konzils anerkennen musste. In dieser Phase verlor Hosius von Córdoba, das „theologische Schwergewicht“ der Westkirche, seinen Einfluss auf den Kaiser. Die dadurch entstandene Lücke wusste Eusebios, der seit jeher bei Constantia, der Halbschwester des Kaisers, in hoher Gunst stand, geschickt zu nutzen. In dieser Phase verbanden sich nun persönliche Verletzungen und Rachegelüste mit grundsätzlichen theologischen Differenzen zwischen Ost und West, da gerade im Osten die subordinatianischen Strömungen, die eine Unterordnung des Sohnes und des Geistes unter den Vater postulierten, die Majorität bildeten. Ergebnis war der Beginn eines personalpolitischen Kesseltreibens gegen die Anhänger von Nizäa.

Da Alexander von Alexandrien, der Gegenspieler des Eusebios, 326/328 verstorben war, konzentrierte sich der Hass insbesondere auf Alexanders Nachfolger Athanasios, der 335 auf einer Synode von Tyros abgesetzt und anschließend ins Exil nach Trier verbannt wurde. Für Eusebios hatte sich der Einsatz gelohnt. Nachdem der Kaiser 337 gestorben war - Eusebios hatte ihn kurz vor seinem Tod getauft –, wurde er unter dem leicht beeinflussbaren Nachfolger Konstantius II. 338 Patriarch von Konstantinopel. Damit verstieß er zugleich gegen den Kanon 15 des Konzils, der ein Translationsverbot der Bischöfe festgelegt hatte. Vor diesem Hintergrund fällte Thedoret von Kyros ein vernichtendes Urteil über Eusebios: „Es ist freilich gar nicht zu verwundern, dass Menschen, welche so unsinnig gegen die Gottheit des Eingebornen ankämpfen, ohne Scheu auch die anderen Gesetze übertreten.“ (Historia Ecclesiastica, Erstes Buch [323-337], 19. Kap.)

Was Theoderet besonders empörte, war, dass dies bereits der zweite Bistumswechsel war, weil Eusebios vor seiner Berufung nach Nikomedia bereits Bischof von Berytus (Beirut) gewesen war. Eusebios starb im Jahr 341, allerdings sollte seine Besetzungspolitik, die Arianer mit einflussreichen Posten versorgt hatte, die kirchliche Krise auf Jahre hinaus prägen und Hieronymus zu der Aussage veranlassen: „Es seufzte der Erdkreis und wunderte sich, arianisch geworden zu sein.“ (Dialogus adversus Luciferianos 19) Solche Übertreibungen sind typisch für ihn: In Wirklichkeit hatte der Arianismus zu keinem Zeitpunkt, auch nicht zur Hochphase des Einflusses des Eusebios, die Mehrheit der Kirche hinter sich und war immer nur so stark, wie er von der weltlichen Autorität gestützt wurde. Aber es stimmt, noch viele Generationen bis ins frühe Mittelalter sollte die arianische Kontroverse virulent bleiben, etwa in Form des germanischen Arianismus. Seit Konstantin gab es an den Residenzen christlicher Herrscher die Figur des „Hofbischofs“. Eusebios ist das erste Exemplar dieser fragwürdigen, evangeliumswidrigen Species. Man könnte sie für ausgestorben halten, aber wer jemanden wie den aktuellen Patriarchen von Moskau anschaut, wird das bezweifeln.

Der Autor hat den Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der Kölner Hochschule für Katholische Theologie inne

Anzeige

Kunst als Katechese

Lothar Rilinger spürt Zeichen des Glaubens auf dem Weg von Aquileia nach Rom auf VON BARBARA WENZ

Der passionierte Jäger Lothar C. Rilinger hat mit dem Reiseführer von Aquileia im Friaul über Umbrien bis nach Rom eine etwas andere Art der Jagd dokumentiert: Seine Suche nach dem Licht, womit nicht nur jenes spezifisch weiche, italienische Licht gemeint ist, welches Maler und Touristen gleichermaßen begeistert. Doch handelt es sich bei dem vorliegenden Band überhaupt um einen Reiseführer im engeren Sinne? Gewiss nicht. Rilinger ging es bei seiner „Suche nach dem Licht“ um etwas ganz anderes: Die Erinnerung an ein christliches Zeitalter, in dem Kunstwerke und Architektur nicht irgendeinem weltlichen Gusto folgten, sondern völlig selbstverständlich in und durch die Rückbindung an eine transzendente Wirklichkeit geschaffen wurden. Es sind göttlich inspirierte Ankerpunkte im Dunkel dieser Gegenwart – und Rilinger schafft es mühelos, sie für uns heutige Leser zum Phosphoreszieren zu bringen.

Doch der Autor ist kein weltentrückter Mystiker mit einer Art von italienischem Jerusalem-Syndrom. Er kennt die Fakten, er informiert seine Leser über geschichtliche Zusammenhänge und er hat sich gut vorbereitet für diese Reise. Der Ausgangspunkt, die Stadt Aquileia, für seine Reise nach Rom ist nicht zufällig gewählt: Während die Stadt heute in der politischen Bedeutungslosigkeit versunken ist, war sie in der Zeit des Römischen Reiches eine der wichtigsten und strategisch bedeutendsten Städte des Territoriums. In späteren Zeiten befand sich die Stadt an der Schnittstelle der deutschen, österreichischen und italienischen Politik. Diese Zeiten sind vorbei, dennoch steht Aquileia aufgrund seines reichen kunsthistorischen Erbes im Ruf, eine der wichtigsten archäologischen Ausgrabungsstätten auf dem Stiefel zu sein. Der Autor nimmt seine Leser mit auf einen Spaziergang zu den herausragenden sakralen Sehenswürdigkeiten dieser Stadt – kenntnisreich und im guten Sinne subjektiv, also ansprechend, aber nie belehrend. Er hat es sich in dem vorliegenden Band zur Aufgabe gemacht, den architektonischen Zeugen des Christentums und auch den jahrhundertealten Darstellungen in der Bildenden Kunst eine Stimme zu geben – eine Stimme für den mit wachen Sinnen Reisenden, christlichen Betrachter aus der heutigen Zeit. Rilinger sieht diese Kunstwerke nicht nur als Studienobjekte der Kunstgeschichte, sondern als steingewordene beziehungsweise im Fresko oder Malerei aufleuchtende Botschaft eines tiefgläubigen Künstlers. Für deren Zeitgenossen war Glaube vermutlich keine echte Sensation, aber für den Leser des 21. Jahrhunderts bietet sich so eine Chance, die Chiffren zu lesen, die uns die Künstler aus den Tiefen der Zeit durch ihre Werke senden.

Die Kunstwerke sind für die meisten Menschen kaum noch zu entschlüsseln. Als Beispiel mag das Gemälde „Das Letzte Abendmahl“ von Jacopo Tintoretto aus dem 16. Jahrhundert dienen, welches sich in der Basilika San Giorgio Maggiore in Venedig befindet. Rilinger hat es auf seinem Weg nach Rom besucht und beschreibt es zunächst in der Art einer Bildmeditation für

Licht und Schatten liegen über Tintorettos „Letztes Abendmahl“. *Foto: Imago*

seine Leser. Natürlich – ein Umstand, der möglicherweise nur den katholischen Betrachtern dieses Gemäldes glasklar bewusst und zutiefst selbstverständlich ist – hat Tintoretto hier nicht etwa eine Mahlzeit bestehend aus Brot und Wein in Szene gesetzt, sondern vielmehr die Einsetzung der heiligen Eucharistie durch Jesus Christus am Vorabend seiner Kreuzigung, seines Opfertods. Dieser Umstand führt Rilinger über die Betrachtung des Bildes hinaus. Er will dem Leser eine neue Bedeutungsdimension der von ihm besuchten Kunstdenkmäler eröffnen, um ihm Impulse und Orientierungspunkte in den aktuellen, zum Teil schon seit mehr als fünf Jahrzehnten schwelenden religiös-gesellschaftspolitischen Debatten zu geben. Im Falle des Gemäldes von Tintoretto schließen sich kenntnisreiche Erörterungen und Reflektionen zu der Mainstream-Forderung nach Interkommunion an sowie ein Überblick über die Kontroversen um die Eucharistie, wie sie seit der Reformation diskutiert werden. Daran schließt sich ein historischer Exkurs über Pius VI. und Pius VII. an. Ersterer war ein Gefangener Napoleon Bonapartes. Er war von französischen Truppen gefangen genommen und verschleppt worden, nachdem Napoleons Truppen den Kirchenstaat in Rom eingenommen und aufgelöst hatten. Der Kirche San Giorgio Maggiore kommt eine wichtige historische Rolle zu, denn nach dem Tod von Pius VI. im Exil in Frankreich sollte im Frühjahr des Jahres 1800 dort ein Nachfolger, nämlich Pius VII., gewählt werden, der erst nach dem Sturz Napoleons wieder nach Rom zurückkehren konnte. Rilingers bekräftigende Conclusio dieser Episode lautet, dass die Kraft Gottes immer noch stärker sei als die irdische Macht Seiner Feinde.

In diesem Stil geht es weiter: Christliche Toskana und Florenz-Freunde und solche, die es werden wollen, werden sich über Reisetipps und Impulse freuen. Gut, dass der Autor das Herzland Italiens, Umbrien, nicht ausspart: Die Heimatregion des heiligen Franziskus von Assisi. Hier ist jeder Meter gesegneter Boden, hier sprechen Landschaft, Bauwerke, selbst Monumente zu dem Betrachter mit einer eigenartigen Demut, die auch dem „Poverello“ zu eigen war. Und schließlich und endlich – Caput mundi, die Ewige Stadt – Rom: Doch welche römischen Kunstwerke und Monumente sollte man auf dem begrenzten Raum eines Reisebuches der etwas anderen Art vorstellen? Am Ziel der Reise begegnen wir deshalb dem Malteserorden, dem verstorbenen Papst Benedikt XVI. sowie dem ungarischen Märtyrerkardinal Mindszenty. Es ist der ebenso einnehmende wie gelungene Abschluss eines Buches, das den Titel „Auf der Suche nach dem Licht“ trägt.

Lothar C. Rilinger: Auf der Suche nach dem Licht. Zeichen des Glaubens auf dem Weg von Aquileia nach Rom, Lepanto Verlag, Rückersdorf üb. Nürnberg, 2024, EUR 21,50

Anzeige

Pilger-Studienreise *Die Tagespost* nach Mexiko 4. bis 14. Dezember 2025

Wallfahrtsstätten in Mexiko

Auf den Spuren der Ureinwohner und mexikanischer Missionare

Erleben Sie die kulturelle Vielfalt und die atemberaubenden Landschaften Mexikos auf einer unvergesslichen 12-tägigen Reise! Diese sorgfältig geplante Tour führt Sie durch einige der beeindruckendsten Städte und Sehenswürdigkeiten des Landes.

STATIONEN UNSERER REISE (Auswahl):
Mexico City – Teotihuacán – Cholula – Puebla – Santiago de Querétaro – San Juan de Los Lagos – Guanajato – Cerro del Cubilete – Guadalajara – San Pedro Tlaquepaque – Guadalupe

Besuchen Sie die pulsierenden Hauptstadt Mexiko City und tauchen Sie ein in die reiche Geschichte und Kultur, während Sie beeindruckende Museen und die Kathedrale besichtigen. In der Kirche „Santa Familia” (Heilige Familie) sehen Sie das Grab von P. Miguel Agustin Pro, dem Jesuitenmärtyrer. Sie genießen eine Tour durch das historische Zentrum von Mexico City mit der Metropolitan-Kathedrale, dem großen Zócalo-Platz und einem Panoramablick auf den Nationalpalast.

Sie reisen zu den majestätischen Pyramiden von Teotihuacán, eine der bedeutendsten archäologischen Stätten Mexikos. Die gewaltige Sonnen- und Mondpyramide und der Tempel des Quetzalcoatl werden Sie beeindrucken. Weiter geht es nach Puebla, die „Stadt der Engel“, bekannt für seine koloniale Architektur und köstliche Küche. In Santiago de Querétaro erwartet Sie eine charmante Altstadt. Das koloniale Stadtzentrum beherbergt eine kulturelle Vielfalt, die sowohl Gastronomie, Sprachen, Traditionen sowie eine intensive künstlerische Tätigkeit umfasst. Wir besuchen das Franziskanerkloster, wo P. Junípero Serra seine Evangelisierung begann und die Franziskanischen Missionen gründete.

Im Wallfahrtsort San Juan de Los Lagos erleben Sie die spirituelle Atmosphäre und besuchen die beeindruckende Basilika, die jährlich Tausende von Pilgern anzieht. Höhepunkt der Reise ist der Besuch von Guadalupe, dem größten Pilgerort Mexikos. Im Herzen Mexikos markiert der 12. Dezember eine Feier von tief religiöser und kultureller Bedeutung: das Fest der Jungfrau von Guadalupe. Dieser Feiertag ehrt die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin Mexikos, als Teil des lebhaften Ausdrucks des mexikanischen Glaubens und der religiösen Identität. Sie besuchen die Wallfahrtsstätten und nehmen an den Feierlichkeiten zum Erscheinungstag der Jungfrau Maria teil.

Später genießen Sie auf der Plaza Garibaldi typische Mariachi-Musik. Im Tequila- und Mezcal-Museum erhalten Sie faszinierende Einblicke in die Geschichte und Herstellung der berühmten mexikanischen Spirituosen.

Diese Reise bietet Ihnen, liebe Leserinnen und Leser der Tagespost, die perfekte Mischung aus Kultur, Geschichte und Spiritualität. Lassen Sie sich von der Gastfreundschaft der Mexikaner verzaubern und sammeln Sie unvergessliche Erinnerungen!

UNSER ANGEBOT ENTHÄLT:

- Flug mit Linienmaschinen der Lufthansa oder einer anderen renommierten Fluggesellschaft in der Economyklasse
- Inlandsflug Guadalajara nach Mexico City
- Unterbringung im Doppelzimmer mit Dusche/WC in Hotels der gehobenen Kategorie inkl. Halbpension
- Reiseunterlagen, Busfahrten lt. Programm, Eintrittsgelder
- Kopfhörer für die Führungen
- Qualifizierte einheimische Reiseleitung ab/bis Mexico City (deutschsprachig)
- Geistliche Begleitung – Gottesdienste reservieren wir gerne nach Rücksprache

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer € 4.730,– Einzelzimmerzuschlag € 769,–.

Veranstalter der Reise im Auftrag der Tagespost:
Bayerisches Pilgerbüro gGmbH, München
info@pilger.de, Tel. +49 (0) 89-545811-0.
Begrenzte Teilnehmerzahl.
Senden Sie den Info-Coupon ausgefüllt an:
Die Tagespost, Berner Str. 2, 97084 Würzburg
oder per Fax: +49 (0) 931 3 08 63-33.

INFO-COUPON

Bitte senden Sie mir ausführliche Informationen zur Pilger-Studienreise *Die Tagespost 2025* nach Mexiko zu.

Name

Straße

PLZ, Ort

Telefon

E-Mail

Die Tagespost

Marias tamilische Verehrer

Wie ein Bürgerkriegsflüchtling zum Organisator der größten regelmäßigen Einzelwallfahrt nach Kevelaer wurde VON SUSANNE HARTFIEL

Die Volksfrömmigkeit verbindet tamilische Gläubige mit Kevelaer und untereinander. Foto: Imago

Es ist ein Wunder, dass mir dieser Gedanke gekommen ist“ sagt Thuraisingham Camillus, nachdem er auf seinen ersten Besuch in der Kerzenkapelle im niederrheinischen Wallfahrtsort Kevelaer vor fast 40 Jahren zurückblickt. „Hier sollten wir irgendwann eine tamilische Messe feiern“, hatte er sich gedacht, als er auf die Statue der Muttergottes blickte. Tamilische Wallfahrten waren ihm damals nicht in den Sinn gekommen. Ein deutscher Pfarrer hatte ihn zu seiner ersten Wallfahrt nach Kevelaer eingeladen. Kurze Zeit nach dem Gebet in der Kerzenkapelle traf er einen jungen tamilischen Priester, der sich bereit erklärte, in Kevelaer die heilige Messe zu feiern.

Camillus kam im Jahr 1984 frischverheiratet mit seiner Frau über die DDR und Westberlin nach Oberhausen. Nachdem mehrere Bekannte in ihrer Heimat Sri Lanka im Bürgerkrieg zwischen singhalesischen Regierungstruppen und tamilischen Aufständischen getötet worden waren, fühlten sie sich dort nicht mehr sicher. Camillus besuchte zunächst Deutschkurse der Volkshochschule, absolvierte eine Krankenpflegerausbildung und erhielt schließlich ab 1994 eine Anstellung im Bistum Essen, wo er 30 Jahre lang die tamilische Seelsorge in verschiedenen Funktionen unterstützte und später im Empfang des Essener Generalvikariats arbeitete. Vor kurzem ist der Vater von drei Kindern und Großvater von zwei Enkeln in den Ruhestand gegangen, nicht ohne zuvor Ehrungen des Bistums Essen und des Tamilischen Seelsorgeamtes Deutschland für sein vielfältiges Engagement, unter anderem in der Organisation der derzeit größten Einzelwallfahrt Kevelaers, erhalten zu haben.

1988, kurz nach der Begegnung mit dem tamilischen Priester, organisierte Camillus seine erste tamilische Wallfahrt zum Hochfest Mariä Himmelfahrt nach Kevelaer. An ihr nahmen etwa 40-45 tamilische Gläubige teil. Ihre Zahl wuchs stetig von Jahr zu Jahr, auf schließlich 10 000 Teilnehmer seit dem Jahr 2000. Sie kommen alljährlich am zweiten Samstag im August aus ganz Deutschland und benachbarten Ländern zu einem großen Glaubens- und Kulturfest nach Kevelaer. Es beginnt am Freitagabend mit einer großen Marienprozession vom Bahnhof zur Kirche und endet am Samstagabend. Dazwischen liegen mehrere heilige Messen und eucharistische Andachten, tamilische Lieder und Tänze sowie ein hinter der Basilika aufgebauter Markt mit tamilischem Essen und tamilischen Produkten. Hauptzelebrant ist abwechselnd ein deutscher und ein tamilischer Bischof, im letzten Jahr der Bischof von Jaffna in Sri Lanka, Justin Gnanapragasam.

Etwa 30 Prozent der tamilischen Wallfahrer sind Hindus. Sie nehmen nicht an den Gottesdiensten teil, sondern verehren Maria, indem sie Kerzen anzünden und zu ihr beten. Maria habe für sie eine große Bedeutung, sagt Camillus. Hinduistische und christliche Tamilen hätten in Sri Lanka immer nachbarschaftlich zusammengelebt und sich in ihren Kirchen und Tempeln gegenseitig besucht, etwa im Rahmen gemeinsamer Konzerte. Für alle Tamilen sei die große Wallfahrt in Kevelaer zudem eine Gelegenheit, Verwandte und Freunde zu treffen, die zum Teil weit verstreut in Deutschland und in anderen europäischen Ländern leben.

Was fasziniert sie an Kevelaer? „Es erinnert uns an Madhu“, sagt Camillus, an einen berühmten katholischen Wallfahrtsort nahe der Großstadt Mannar in einem Waldgebiet im Norden Sri Lankas. Die Menschen Sri Lankas kamen im 16. Jahrhundert durch portugiesische Missionare mit dem katholischen Glauben in Berührung und wurden im 17. Jahrhundert unter niederländischer Kolonialherrschaft wegen ihres Glaubens verfolgt – die Holländer wollten sie zu Calvinisten machen. Einige Gläubige flohen mit einer Statue der Muttergottes in den Wald und wurden dort vom heiligen Joseph Vaz, einem als Bettler verkleideten indischen Priester, auch Apostel von Ceylon genannt, seelsorglich betreut. Der Muttergottes von Madhu werden zahlreiche Wunderheilungen zugeschrieben. Nach dem Ende der Katholikenverfolgung entwickelte sich Madhu zum nationalen Wallfahrtsort, der nicht nur Christen, sondern auch Hindus und Buddhisten anzieht.

Die Organisation der jährlichen Tamilenwallfahrt nach Kevelaer dauert mittlerweile sechs Monate und wird von etwa 200 tamilischen Freiwilligen, in Zusammenarbeit mit der Stadt Kevelaer und der Wallfahrtsleitung in Kevelaer ehrenamtlich gestemmt. Nicht nur Gottesdienste müssen organisiert werden, sondern auch mehrere Chöre, erste Hilfe durch tamilische Ärzte und Pfleger, die Marktstände hinter der Basilika sowie Sicherheits- und Ordnungspersonal, etwa um Parkplätze zu überwachen. „Wir bauen die Kirche auf“, sagt Camillus, der viele Jahre lang hauptverantwortlich war und inzwischen in die zweite Reihe getreten ist. Er betont, wie wichtig es sei, jungen Menschen Verantwortung zu übertragen, wenn man wolle, dass Wallfahrten oder andere kirchliche Aktivitäten auch in Zukunft stattfinden. Nicht loszulassen sei ein großer Fehler älterer Menschen und die Garantie dafür, dass kirchliches Leben sterbe. Tamilen seien es gewohnt, sich freiwillig zu engagieren, denn in ihrer Heimat gebe es keine Hauptamtlichen in den Gemeinden. Selbst Priester lebten von den Spenden der Gläubigen. Der Bischof unterstütze seine Priester nur, wenn die Gaben der Gläubigen nicht zum Leben reichen. Wer also am kirchlichen Leben interessiert sei, müsse selbst tätig werden.

Die tamilische Seelsorge in Deutschland umfasst derzeit 40 Gemeinden. Ein in Essen stationierter tamilischer Priester kümmert sich um sie. Jedes Wochenende besucht er drei Gemeinden, was bedeutet, dass die einzelnen Gemeinden ihn jeweils im Abstand von etwa 13 Wochen begrüßen dürfen. In der Advents- und Weihnachtszeit sowie in der Karwoche und zu Ostern erhalten die Gemeinden Unterstützung durch tamilische Priester, die in Rom studieren. „Wir haben alles versucht, um weitere Priester zu bekommen“, sagt Camillus. Der Bischof in Sri Lanka würde zwar gerne Priester entsenden, denn es gebe dort sehr viele, aber die deutschen Bistümer hätten dies bisher abgelehnt.

16. Februar: Die Wochenheilige
Die heilige Philippa Mareri

VON CLAUDIA KOCK

Im südöstlichen Teil der mittelitalienischen Region Latium, in der Provinz Rieti, befindet sich eine der größten Talsperren Italiens. Durch sie entstand im Jahr 1940 der Stausee „Lago del Salto“, auf dessen Grund mehrere ehemalige Dörfer liegen, darunter auch der Ort Petrella Salto mit seinem Klarissenkloster aus dem 13. Jahrhundert. Vor der künstlich herbeigeführten Überflutung wurden einige wertvolle Kunstwerke gerettet und in ein anderes Kloster überführt, das im Ort „Borgo San Pietro“ an einer höhergelegenen Stelle am Seeufer neu errichtet wurde. Auch die sterblichen Überreste der heiligen Klostergründerin Philippa Mareri, deren Gedenktag die Kirche am 16. Februar feiert, fanden hier eine neue Heimat.

Philippa wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts auf einer Burg bei Petrella Salto in der hochadligen Familie Mareri geboren. Ihr Bruder Tommaso war Bürgermeister von Forlì und Mitbegründer der Stadt L’Aquila an der Seite des Stauferkaisers Friedrich II. Als junge Frau lernte sie Franz von Assisi kennen und war von seinem Lebensstil und seiner Lehre fasziniert. Zwischen 1221 und 1225 wurde sie von ihm in der franziskanischen Spiritualität unterwiesen, stieß aber mit ihrem Wunsch, wie die heilige Klara allen weltlichen Gütern zu entsagen und in einer Klostergemeinschaft zu leben, auf den entschiedenen Widerstand ihrer Familie.

Weder die Drohungen ihres Bruders Tommaso noch die jungen Männer, die vergeblich um ihre Hand anhielten, konnten Philippa jedoch von ihrem Entschluss abbringen. Schließlich floh sie von der elterlichen Burg und zog sich zusammen mit einigen Gefährtinnen in eine Grotte zurück, in der sie drei Jahre lang lebten.

Als ihre Brüder Tommaso und Gentile sahen, dass es ihrer Schwester mit ihrem Entschluss sehr ernst war, änderten sie ihrer Haltung und überschrieben Philippa im Jahr 1228 mit notarieller Urkunde ein Schloss mit dazugehöriger Kirche aus dem Familienbesitz in Petrella Salto. Dort gründete sie ein Kloster, in dem sie und ihre Gefährtinnen nach den Weisungen, die Franz von Assisi für die Klarissen in San Damiano verfasst hatte, in strenger Klausur lebten. Die geistliche Betreuung der Gemeinschaft von Petrella Salto übernahm Ruggero von Todi, einer der ersten Gefährten des heiligen Franziskus.

Unter seiner Anleitung reifte Philippa Mareri zu einer Meisterin des geistlichen Lebens heran, die die Gemeinschaft der Klarissen weise zu führen verstand. Ihre wichtigste Aufgabe sahen sie im Gottesdienst, im Gebet und in der Liturgie, begleitet von der Lektüre und dem Studium der Heiligen Schrift. Daneben stand die Arbeit im Kloster im Mittelpunkt, zu der auch der Anbau von Heilkräutern und die Herstellung von Arzneimitteln gehörte, die kostenlos an kranke Menschen verteilt wurden. So wurde das Kloster von Petrella Salto zu einem wichtigen Bezugspunkt für die Menschen der Umgebung, die sich für Heilmittel, geistlichen Rat und Fürbitte an die Schwestern wandten.

Philippa Mareri starb am 16. Februar 1236 im Ruf der Heiligkeit. Ihr Grab wurde gleich nach ihrem Tod zum Pilgerziel. Bereits 1247 wurde sie in einer Bulle von Papst Innozenz IV. als „Heilige“ bezeichnet. Damit wäre sie die erste Heilige aus dem Klarissenorden, noch vor der heiligen Klara selbst, die erst 1253 verstorben ist.

Erst 2004 wurde sie jedoch in das „Martyrologium Romanum“ aufgenommen, mit dem Titel einer „Seligen“. Aufgrund ihrer weitverbreiteten Verehrung nicht nur in ihrer Heimatregion, sondern – vor allem durch die italienische Emigration – auch im Ausland, bestätigte Papst Benedikt XVI. im Jahr 2007 per Dekret, dass sie als Heilige betrachtet und verehrt werden solle.

Bereits 1706 wurde bei einer Rekognoszierung der Reliquien von Philippa Marella ihr unversehrtes Herz entdeckt, das seitdem in einem silbernen Schrein aufbewahrt wird. Er befindet sich heute mit den übrigen Reliquien der Heiligen, darunter auch ihr Ordensgewand, in dem neuen Kloster. In heißen Sommern, wenn das Wasser des „Lago di Salto“ zurückgeht, tauchen Teile des versunkenen Klarissenklosters wieder aus den Fluten auf.

Der Opfergang des Heinrich Brüning

Der letzte Zentrums-Reichskanzler Heinrich Brüning wollte Deutschland retten, weniger die Weimarer Republik. Dass diese letztlich scheiterte, hing auch mit den sogenannten „Rechtskatholiken“ zusammen – 3. Teil zur Geschichte der Zentrumspartei

VON SEBASTIAN SASSE

Rechtskatholik“ – dieser Begriff taucht immer wieder in der aktuellen Debatte auf. Dann sind damit in der Regel Katholiken gemeint, die mit der AfD sympathisieren. Und diese Bezeichnung ist freilich abwertend gemeint. Manchmal findet der Begriff auch Anwendung, wenn es aus links-liberaler Perspektive darum geht, Katholiken wegen ihrer Treue zum Lehramt als „erzkonservativ“ abzuqualifizieren. Letztlich handelt es sich aber bei „Rechtskatholik“ um einen Begriff, mit dem eine politische Richtung zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik beschrieben werden soll. Es geht also um ein historisches Phänomen. Wer heute von „Rechtskatholiken“ spricht, nutzt den Begriff publizistisch und will so öffentliche Meinung prägen. Ob es zudem besonders hilfreich ist, diesen, wir werden es noch sehen, auch in seiner historischen Erscheinung nicht ganz eindeutigen Begriff zu verwenden, ist noch eine andere Frage.

Die historischen Rechtskatholiken waren jedenfalls während der Weimarer Republik eine entscheidende Gruppierung innerhalb der deutschen Katholiken – und auch auf die Entwicklung der Zentrumspartei haben sie in dieser Zeit Einfluss genommen. Je mehr man sich allerdings mit diesem Phänomen beschäftigt, um so deutlicher treten die Ambivalenzen hervor. Die Komplexität der Lage lässt sich gut am Beispiel des Geschichtsprofessors, Publizisten und Politikers Martin Spahn (1875-1945) veranschaulichen, einem der Köpfe der deutschen Rechtskatholiken in der Zwischenkriegszeit. Spahn steht gewissermaßen auch für einen Generationenbruch bei den deutschen Katholiken. Sein Vater Peter (1846-1925) zählte zu den wichtigsten Zentrumsparlamentariern im Kaiserreich. Er verfolgte eine gouvernementalen Kurs, setzte also, nachdem die heiße Phase des Kulturkampfes abgeklungen war, auf einen pragmatischen Kurs gegenüber der Regierung, ja machte das Zentrum oft sogar zu einer wichtigen parlamentarischen Stütze. Gleichwohl blieb Vater Spahn, so sehr er sich auch in der Gesellschaft des Kaiserreiches angekommen fühlte, auch den grundrechtlichen Prinzipien seiner Jugend treu, die sich, er war noch von Ludwig Windthorst gefördert worden, in der Kulturkampf-Zeit ausgeprägt und bewährt hatten. Das markiert den Unterschied zu seinem Sohn: Der suchte nicht nur den Anschluss an Preußen und das wilhelminische Reich, er ging noch einen Schritt weiter. Spahn junior vertrat einen nationalistischen und tendenziell völkischen Kurs - das Besondere dabei: In seinem Eintreten für so eine Richtung sah Spahn, so wie viele seiner Mitstreiter, etwas Fortschrittliches. Wenn heute solche Positionen als reaktionär bewertet werden, es ja auch zu allen Zeiten immer Personen gab, die sich selbst bewusst als reaktionär bezeichnet haben, so gilt dies eben für Spahn und seine Weggefährten nicht. Er verstand sich in gewisser Weise auf der Höhe der Zeit stehend - freilich – und das war dieser Richtung wichtig – in deutlicher Abgrenzung von westlichen Vorstellungen, für die etwa England oder Frankreich standen. Spahn trat, nun schon Geschichtsprofessor, auch während des Ersten Weltkrieges für die „deutsche Kultur“ in Abgrenzung zur „westlichen Zivilisation“ ein.

Das bestimmte natürlich auch sein Verhältnis zur Weimarer Republik. Auch hier lehnte er eine Republik nach westlichem Vorbild ab. In Spahns Kreisen standen eher ständestaatliche Ideen, freilich in ganz unterschiedlichen Ausprägungen, im Kurs.

Reichskanzler Heinrich Brüning wirbt für die Wiederwahl von Reichspräsident Paul von Hindenburg 1932. *Foto: Imago*

Doch noch einmal zum Thema Fortschritt: Im sogenannten Gewerkschaftsstreit hatte Spahn auf der Seite der Köln/Mönchengladbacher Richtung gestanden. Also jener Gruppe, die für das Zusammengehen von Katholiken und Protestanten in den interkonfessionellen Christlichen Gewerkschaften eintrat. Er gehörte auch zu den Ideengebern von Adam Stegerwald, dem Führer der Gewerkschaften, als dieser 1920 eine interkonfessionelle Volkspartei gründen wollte, in die dann auch das Zentrum hätte aufgehen sollen. Spahn verfolgte also gerade keinen integralistischen Kurs - der heute gerne mit rechtskatholischen Tendenzen in Verbindung gebracht wird. Spahn setzte, wenn man so will, auf eine „national-soziale“ Reform aus christlichem Geist der „Volksgemeinschaft“. Dieser sozial-konservative Zug bestimmte auch das politische Profil seines wichtigsten Schülers, der wiederum in der Endphase der Weimarer Republik vom 30. März 1930 bis zum 30. Mai 1932 als Reichskanzler eine Schlüsselrolle übernehmen sollte: Heinrich Brüning (1885-1970).

Brüning hatte bei Martin Spahn in Straßburg Geschichte studiert. Die „Reichsuniversität“ galt als besonders national, man sah sie als eine Art geistigen Stoßtrupp, der in Elsaß-Lothringen die Germanisierung des „Reichslandes“ voranbringen sollte. Diese Atmosphäre prägte den Münsteraner Brüning. Das andere Schlüsselerlebnis war der Erste Weltkrieg. Auch später als Zivilist war Brüning dem Ethos des Frontoffiziers verpflichtet. Persönlich war der Junggeselle höchst bescheiden, lebte, so berichten manche Zeitgenossen, fast schon wie ein Mönch. Sein Denken und Handeln war ganz auf Deutschland gerichtet. Zunächst war er, auch hier Spahns Spuren folgend, bei den Christlichen Gewerkschaften aktiv. Schließlich übernahm er die Fraktionsführung des Zentrums im Reichstag. Besondere Hoffnungen setzte Brüning auf den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Nur mit Hilfe von dessen Notverordnungen konnte er regieren, besaß seine Regierung doch keine parlamentarische Mehrheit. In dem verehrten Feldherr aus dem Weltkrieg sah Brüning einen Stabilitätsfelsen im politischen Chaos und strebte an, nach dessen Tod wieder zur Monarchie zurückzukehren. Doch Brüning unterschätzte in seiner Naivität die Intrigen und politischen Interessen Hindenburgs und dessen Umfeldes. Als der Präsident seinen Kanzler nicht mehr gebrauchen konnte, setzte er ihn ab.

Zur Ehre gereicht Brüning, dass er in der Zentrumsfraktion zusammen mit Adam Stegerwald gegen die Annahme des Ermächtigungsgesetzes stritt. Seine Position fand keine Mehrheit. Brüning emigrierte, um der drohenden Verhaftung zu entfliehen, in die USA. Martin Spahn hatte sich da längst vom Zentrum gelöst. Er trat zunächst zu den Deutschnationalen über, später schließlich zur NSDAP. Bis zu seinem Tod 1945 gehörte er dem Reichstag an.

JUNGE FEDERN

Den Glauben im Alltag leben

Wider die Versuchung des konsumistischen Spießertums: Werden wir vom Konsumenten zum Produzenten!

VON XAVER SPÖRL

Noch nie habe ich mich mit Entscheidungen leichtgetan. Besonders schwer fällt mir die Frage, wozu ich meine Freizeit nutzen möchte. Und damit bin ich nicht allein, wie ich insbesondere bei anderen jungen Erwachsenen immer wieder feststelle. Schließlich gibt es so viele Freunde, die man noch besuchen, Länder, die man noch bereisen, und vielversprechende Veranstaltungen, an denen man teilnehmen möchte. Davon gibt es immer mehr, als man Urlaubstage, finanzielle Mittel und Energie hat. Bei mir führt das regelmäßig dazu, dass mir die Optionen, wen ich besuchen, wohin ich reisen, welche Einladung ich annehmen möchte, so lange offenhalte, bis sich ebenjene Optionen dezimieren.

Mit dieser modernen Problematik konfrontiert, musste ich an das Wort eines weisen Freundes denken. Ich war gerade in eine eigene Wohnung in Köln gezogen und berichtete vollmundig davon, dass ich den neugewonnenen Platz nutzen möchte, um Freunde einzuladen, zu Abendessen, Filmabenden und anderen Formaten. Mein Gegenüber war begeistert und kommentierte, ich schaffe so „den Sprung vom Konsumenten zum Produzenten“. Was ich damals für einen flapsigen Spruch abgetan hatte, offenbarte bedeutsamen Kern.

Natürlich ist es schön, wenn viele Angebote zur Auswahl stehen und viele Einladungen hereinflattern. Besonders für junge Katholiken gibt es im deutschen Raum inzwischen eine kaum zu überblickende Vielzahl an Angeboten. Das ist einerseits fabelhaft und ein großes Geschenk. Doch es birgt auch eine große Versuchung, mit der nicht wenige zu kämpfen haben. Und wie eingangs geschildert, bin ich nicht davon gefeit.

Die Versuchung, die ich meine, ist die des konsumistischen Spießertums. In der letzten Zeit höre ich immer wieder einen Begriff, der geradezu sinnbildlich dafür steht, den der „Tradismatiker“. Vielleicht gehörst Du auch zu denen, die man genauso gut bei einem Lobpreisabend antreffen kann wie im tridentinischen Ritus. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man die Schönheit bei beidem wertschätzen kann. Manchmal steckt aber nicht ebenjene Wertschätzung dahinter, sondern Angst davor, sich unter vielen Angeboten auf eines festzulegen. Diese Haltung macht rastlos.

Mehr noch: Sie degradiert das geistliche Leben mehr und mehr zu einem Konsumerlebnis. Und sie hindert uns auch daran, dem Auftrag gerecht zu werden, der uns allen qua Taufe von unserem Herrn gegeben wurde: „Geht hinaus und macht alle Welt zu meinen Jüngern.“ Wenn wir nur von einem geistlichen Event zum nächsten eilen, schotten wir uns letzten Endes von jenen Mitmenschen ab, für die wir vielleicht die einzige Person sind, die sie mit Christus und seiner Kirche bekannt machen könnte.

Es ist genau dieser dritte Aspekt der geistlichen Konsumhaltung, der gleichzeitig den Weg zu ihrer Überwindung weist. In Zusammenarbeit mit Gott im Kleinen an seiner Schöpfung mitwirken zu können, ist integraler Aspekt der menschlichen Identität und zugleich eines der schönsten Geschenke unseres himmlischen Vaters an uns. Warum sollte sich dies im Bauen von Häusern und in der Gründung von Familien und Unternehmen erschöpfen? Lasst uns auch geistliche Angebote schaffen, anstatt sie nur wahrzunehmen. Der Kreativität sind dabei keine Grenzen gesetzt: Man kann eine Bibelgruppe gründen, für die Jungen Federn schreiben, Freunde zu Freizeitaktivitäten einladen – wie der Selige Pier Giorgio Frassati, der mit seinen nichtchristlichen Freunden Wanderausflüge in den Alpen machte und dabei wie beiläufig immer auch einen Priester einlud. Überlegen wir uns, wer auf unserer Arbeit, aus unserer Nachbarschaft oder dem Sportverein die Gnaden, die Gott uns geschenkt, damit wir sie weitergeben, am meisten gebrauchen kann. Verbringen wir gezielt Zeit mit dieser Person und beten wir für sie. Hauptsache: Werden wir vom Konsumenten zum Produzenten!

Der Autor, Jahrgang 1996, lebt in Köln und arbeitet als Finanzanalyst in der Filmbranche.

VERBOTENE BÜCHER Als Joseph Wittig eine barmherzigere Theologie erbat, landeten seine Werke stattdessen auf dem Index des Vatikans S.19

Grafik: Adobe Stock

Foto: IMAGO / Berlinfoto

Treffpunkt der internationalen Filmwelt

Auf der 75. Berlinale werden vom 13. bis 23. Februar erneut tausende Cinephile aus aller Welt erwartet. Was darf das Berlinale-Publikum von der neuen Intendantin Tricia Tuttle erwarten? VON JOSÉ GARCÍA

Lars Eidinger eröffnet in Tom Tykwers „Das Licht" die Berlinale". Foto: X-Verleih

Die Schauspielerin Tilda Swinton wird für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Foto: IMAGO/Avalon.red

Auch der intensive Dokumentarfilm „Palliativstation" läuft im Festivalprogramm. Foto: Berlinale

Die Berlinale zählt zu den größten Publikumsfilmfestivals weltweit. Jedes Jahr lockt sie Hunderttausende Filmbegeisterte aus aller Welt in die Kinos. Nach den pandemiebedingten Einschränkungen der Jahre 2021 und 2022 steigen die Besucherzahlen wieder deutlich an: 2023 wurden rund 320.000 Kinogänger gezählt, 2024 waren es bereits knapp 448.000. Das Rekordjahr bleibt laut „Statista" 2015 mit 505.771 Zuschauern.

Eine neue Berlinale-Ära beginnt

Mit der 75. Berlinale beginnt ein neues Kapitel in der Festivalgeschichte: Nach der Ära Dieter Kosslick (2001–2019) übernahm 2020 eine Doppelspitze aus Geschäftsführerin Mariette Rissenbeek und dem künstlerischen Leiter Carlo Chatrian die Leitung. Sie strafften die Festivalstruktur, indem sie einige Sektionen abschafften, und führten als wichtigste Neuerung die Reihe „Encounters" ein – eine Plattform für innovative und unabhängige filmische Visionen.

Bereits zu Beginn der 74. Berlinale stand fest, dass ab April 2024 die US-Amerikanerin Tricia Tuttle, die zuvor fünf Jahre lang das BFI London Film Festival leitete, als Berlinale-Intendantin die Führung übernehmen würde. Ihr Verständnis vom Kino brachte sie bei der Berlinale-Pressekonferenz auf den Punkt: „Das Kino hilft uns, die Welt mit den Augen anderer zu sehen – ein großes Geschenk. In den kommenden Tagen laden die Filmemacher das Publikum ein, unterschiedlichste Welten zu erkunden. Es gibt Filme über den menschlichen Erfindungsgeist, politische Spannungen, aber auch Geschichten, die Gemeinschaft und Miteinander feiern. Warnrufe, Komödien, Liebesgeschichten und bewegende Dramen – das Spektrum ist so vielfältig wie das Leben selbst." Unter Tuttles Leitung ersetzt die Berlinale die Reihe „Encounters" durch die neue Sektion „Perspectives". Diese rückt internationale Spielfilmdebüts ins Rampenlicht und fördert die nächste Generation des Weltkinos. Die erste Ausgabe präsentiert 14 Debütfilme aus 19 Produktionsländern. Ob sich zwischen „Encounters" und „Perspectives" signifikante Unterschiede zeigen, bleibt abzuwarten.

Bei den Internationalen Filmfestspielen Berlin steht der Wettbewerb als „das Herzstück der Berlinale und die Visitenkarte des Festivals" im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Die 19 teilnehmenden Filme – darunter ein Debütfilm und eine dokumentarische Form – sollen laut Tuttle „die ganze Bandbreite des Kinos" widerspiegeln. „Es gibt intime Dramen, die unsere menschlichen Stärken und Schwächen beleuchten, sanfte Komödien, tiefschwarze Satiren und Werke, die die Kunstform Film in ihrer ganzen Vielfalt ausloten." Traditionell zieht der Wettbewerb ein großes Publikum an, das auch den Starauflauf auf dem roten Teppich genießen möchte. Während früher viel Hollywood-Prominenz vertreten war, hat sich dies geändert, seit die Oscarverleihung nach der Berlinale stattfindet – in diesem Jahr am 2. März, genau eine Woche nach Festivalende. Viele US-Stars sind mit der Oscar-Kampagne beschäftigt.

Wer jedoch über den roten Teppich vor dem Berlinale Palast laufen wird, ist Tilda Swinton, die den diesjährigen Goldenen Ehrenbären erhält. Eine weitere Auszeichnung, die „Berlinale Kamera", geht an den Filmwissenschaftler und Künstlerischen Direktor der Deutschen Kinemathek, Rainer Rother. In der Begründung heißt es, dass unter seiner Leitung „die Deutsche Kinemathek das lebendige Erbe der Filmkunst erfolgreich erschließt, digitalisiert und für neue Publikumskreise zugänglich macht."

Beinahe 200 Filme werden aufgeführt

Neben dem Wettbewerb und der neuen „Perspectives"-Reihe werden in zehn weiteren Berlinale-Sektionen fast 200 Filme vorgeführt. Die Berlinale bietet einen Überblick über das weltweite Filmschaffen, dient aber zugleich als bedeutendes Schaufenster für den deutschen Film. Die frühere Sektion „Perspektive Deutsches Kino" existiert zwar nicht mehr, doch konkurrieren zehn deutsche Debüt- und Zweitfilme um den „Heiner-Carow-Preis". Diese Produktionen zeigen ein breites stilistisches Spektrum. Klassisch erzählte Geschichten stehen neben experimentellen Ansätzen.

Zu den konventionell inszenierten Werken gehört „Paternal leave", der Debütfilm von Alissa Jung, der in der Reihe „Generation 14plus" vorgestellt wird. Die deutsch-italienische Produktion erzählt von der 15-jährigen Leo, die in Norditalien erstmals ihrem leiblichen Vater begegnet. Die feinfühlige Inszenierung setzt auf ruhige Kameraführung und klassische Erzählstrukturen. Einer ebenso klassischen Filmsprache, in der lediglich der springende Schnitt ins Auge fällt, bedient sich Sarah Miro Fischer in ihrem Abschlussfilm bei der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin „Schwesterherz", den sie in der Reihe „Panorama" vorstellt. Der Film erzählt vor der engen Bindung Roses zu ihrem älteren Bruder Sami. Diese gerät ins Wanken, als Sami einer Vergewaltigung beschuldigt wird – ein Film über Loyalität und moralische Zwickmühlen.

Mit ihrem Regiedebüt „Delicious" wagt die bekannte Schauspielerin Nele Mueller-Stöfen, die zusammen mit ihrem Ehemann Edward Berger das Drehbuch zu den Filmen „Jack" (2014) und „My Loving" (2019) verfasste, einen Ausflug ins Genrekino. Die Netflix-Produktion erzählt von einer wohlhabenden deutschen Familie, deren Provence-Urlaub zum Alptraum wird. Hochglanzbilder und ein prominentes Ensemble (Fahri Yardim, Valerie Pachner) prägen diesen Thriller.

Der Spielfilm „Hysteria" von Mehmet Akif Büyükatalay (in der Sektion „Panorama") setzt sich mit dem Stilmittel des „Films im Film" auseinander: Die Dreharbeiten zu einem Film über den Brandanschlag von Solingen 1993 geraten außer Kontrolle, als am Set ein echter Koran verbrannt wird. Die Praktikantin Elif gerät in ein Netz aus Geheimnissen und Anschuldigungen.

Einen magisch-realistischen Ansatz verfolgt Elmar Imanovs zweite Regiearbeit „Der Kuss des Grashüpfers". Der Regisseur, der 2012 den „Studenten-Oscar" gewann, setzt einen magisch-realistischen Stil ein, um die Welt eines Schriftstellers mit einem Schaf als Mitbewohner einzuführen, der sich nach der tödlichen Diagnose seines Vaters in einer blau-/graustichigen Welt mit einem menschengroßen Grashüpfer konfrontiert sieht. Experimentell wirkt auch das Regiedebüt von Miri Ian Gossing & Lina Sieckman „Sirens Call", Der Film, eine queere und technoide „Versuchsanordnung neuer Lebensformen" von „Menschen, die ein Leben abseits der Zumutungen einer normierten Gegenwart gewählt haben", erschließt sich letztlich nicht. Dagegen setzt „Janine zieht aufs Land" von Jan Eilhardt auf eine konventionellere Erzählweise. Die Geschichte über eine Transfrau, die in die Provinz zurückkehrt, kann allerdings 2025 nur noch in der tiefsten Provinz schockieren.

Das deutsche Kino ist lebendiger als gedacht

Besonders hervorsticht der Dokumentarfilm „Palliativstation", das Debüt von Philipp Döring. In vier Stunden schildert er einfühlsam den Alltag im St. Franziskus-Krankenhaus in Berlin und zeigt, wie Sterbebegleitung in einer würdevollen Umgebung gelingen kann – ohne kritische Fragen auszublenden.

Die Bandbreite der deutschen Debüt- und Zweitfilme auf der Berlinale 2025 zeigt: Das deutsche Kino ist lebendig. Zwischen klassischer Erzählweise und experimentellen Formen reflektiert es die Vielfalt filmischen Schaffens – und gibt einen spannenden Ausblick auf die Zukunft der hiesigen Filmszene.

TAGESPOSTING

Der ach so böse Katechismus

VON BERNHARD MEUSER

Gerade merke ich, dass ich sensibel reagiere, wenn Bischöfe das Wort „Katechismus“ in den Mund nehmen. Da mahnt Kardinal Jean-Claude Hollerich: „Die Leute werden nicht berührt, wenn wir Katechismus-Wahrheiten sagen, sondern sie müssen spüren, dass wir Jesus als Erlöser und Sohn des lebendigen Gottes erfahren.“ Schon wahr. Aber ehrlich gesagt gefällt mir der Unterton nicht. Was ist denn eine „Katechismus-Wahrheit?“ Keine Wahrheit? Die halbe Wahrheit? Die glatte Unwahrheit? Gut, man könnte den Kardinal so verstehen, dass eine nur auf dem Papier stehende Wahrheit ein ungedeckter Scheck ist. Aber viele, die den Katechismus derzeit attackieren, halten ihn ja für unwahr, eine überwundene Bildungsstufe oder für ein Machtinstrument, mit dem Unfug zu glauben befohlen wird. So will der Essener Weih- und Queerbischof Schepers wissen, „dass im Katechismus andere Dinge stehen müssen, als sie jetzt stehen“. Einem theologisch besser informierten Bischof wie Stefan Oster dürfte das nicht gefallen; er hält die Inhalte des Katechismus für wahr, „... im Grunde alle - und zwar aus theologischer und philosophischer Überzeugung heraus“. Bis zu einer Begegnung im Herbst 2005 mit Kardinal Christoph Schönborn war ich selbst so einer von diesen Theologen, die es nicht für nötig hielten, auch nur einen Blick in den Weltkatechismus zu werfen. In der deutschtheologischen Blase gehörte es zum guten Ton, abschätzig vom Katechismus zu reden: Glaube, hieß es, sei doch eine personale Begegnung, die Offenbarung mehr ein „Ereignis“ (von dem man „satzhaft“ nichts aussagen könne) als eine „Lehre“. Da musste es geradezu abgeschmackt erscheinen, von „Gegenständen des Glaubens“ zu sprechen, sie gar als „Glaubenswahrheiten“ in Häppchen zu verpacken und per Katechismus als Fast Food zu verabreichen. Entsprechend Skandal machte es, als der damalige Präfekt der Glaubenskongregation 1983 in Lyon eine magistrale Rede hielt und vom „schwerwiegenden Fehler“ sprach, „den Katechismus abzuschaffen und allgemein die Gattung 'Katechismus' als überholt zu erklären.“ Warum? „Durch die Absage an eine strukturierte, aus dem Ganzen der Überlieferung schöpfende Grundgestalt der Glaubensvermittlung kam es zu einer Fragmentierung der Glaubensaussage, die nicht nur der Beliebigkeit Vorschub leistete, sondern zugleich die Ernsthaftigkeit der einzelnen Inhalte fraglich werden ließ, die einem Ganzen zugehören, und, von diesem losgelöst, zufällig und zusammenhanglos erscheinen.“ Zehn Jahre später lag „die sichere Norm für die Lehre des Glaubens“ (Johannes Paul II.) vor, - dieses gewaltige (übrigens synodal entstandene) Buch, nicht zuletzt eine Summa des Zweiten Vatikanischen Konzils. Der Welterfolg ging an Deutschland nahezu spurlos vorüber. Wie wünschte man sich, dass in den epidemischen Quasselrunden der Kirche in Deutschland wenigstens hie und da ein Leser des KKK zum Text (!) rufen würde. „Obwohl ihr der Zeit nach schon Lehrer sein müsstet, braucht ihr von Neuem einen, der euch in den Anfangsgründen der Worte Gottes unterweist; und ihr seid solche geworden, die Milch nötig haben, nicht feste Speise.“ (Hebr 5,3)

Der Autor ist Initiator des YOUCAT.

Das Siegerlächeln ist Golden-Globe-Gewinnerin und Trans-Schauspielerin Karla Sofía Gascon mittlerweile abhanden gekommen. *Foto: dpa/Jordan Strauss*

Hollywood cancelt eine Trans-Ikone

Ist die oscarnominierte „Emilia Pérez“-Darstellerin Karla Sofía Gascón eine Rassistin? VON JOSÉ GARCÍA

Die erste offen ihre Transidentität lebende Schauspielerin Karla Sofía Gascón, die für ihre Hauptrolle im Netflix-Film „Emilia Pérez“ als heiße Oscarkandidatin galt, steht im Zentrum einer Kontroverse. Grund dafür sind alte Tweets, in denen sie sich rassistisch und islamfeindlich geäußert haben soll. Diese Entwicklungen haben nun weitreichende Konsequenzen für ihre Karriere und den gesamten Film.

Gascón: Islam unvereinbar mit europäischen Werten

In ihren inzwischen gelöschten Tweets kritisierte Gascón unter anderem den Islam und bezeichnete ihn als unvereinbar mit europäischen Werten. Sie sprach sich dafür aus, Religionen wie den Islam nicht unter dem Schutz der Religionsfreiheit zu tolerieren, da sie Menschenrechte verletzten. Darüber hinaus äußerte sie sich abfällig über die „Black Lives Matter“-Bewegung sowie die zunehmende Diversität bei den Oscars.

Als diese Tweets publik wurden, zog Netflix Konsequenzen und strich Gascón aus der großen Werbekampagne für den Film. Zudem wird sie nicht an offiziellen Terminen im Rahmen der Oscar-Kampagne teilnehmen. Diese Entscheidung fiel, da politische Korrektheit in Hollywood eine zentrale Rolle spielt. Branchenexperten spekulieren, dass die Kontroverse um Gascón nicht nur ihre Oscar-Chancen erheblich schmälern, sondern auch den Erfolg von „Emilia Pérez“ insgesamt beeinflussen könnte. Der Film wurde in insgesamt 13 Kategorien nominiert, doch die negative Publicity könnte sich auf die Abstimmung der 10 000 Academy-Mitglieder auswirken.

Gascón selbst reagierte auf die Enthüllungen, indem sie ihren Twitter-Account deaktivierte und sich sowohl auf ihren Social-Media-Kanälen als auch in einem Interview mit „CNN en Español“ entschuldigte. Sie erklärte, dass sie sich nicht als rassistisch sehe und oft Ironie, Sarkasmus und Übertreibung in ihren Aussagen verwendet habe. Zudem bestritt sie, bestimmte Aussagen über ihre Co-Darstellerin Selena Gomez gemacht zu haben, und warf den Medien vor, manche Zitate erfunden zu haben. Die Entschuldigung konnte die Wogen jedoch nicht glätten. Regisseur Jacques Audiard zeigte sich enttäuscht von Gascóns Verhalten und bezeichnete ihre Tweets als „absolut hasserfüllt und unverzeihlich“. Er betonte, dass das zuvor bestehende Vertrauensverhältnis am Set durch diese Enthüllungen stark beeinträchtigt worden sei. Zudem sehe er Gascóns Reaktion als eine „selbstzerstörerische Haltung“, bei der sie sich zu Unrecht als Opfer inszeniere.

Der Wokismus frisst seine Kinder

Die Diskussion um Gascón wirft erneut die Frage auf, inwiefern die Filmbranche mit als problematisch empfundenen Äußerungen ihrer Stars umgeht. Hollywood hat sich in den vergangenen Jahren verstärkt für Diversität und Inklusion eingesetzt. Doch nun zeigt sich, dass Personen, die einst als Symbolfiguren für Fortschritt galten, schnell in Ungnade fallen können, wenn ihre Vergangenheit nicht ihren moralischen Ansprüchen entspricht. Die Ereignisse um Gascón und „Emilia Pérez“ stehen sinnbildlich für die komplexe Dynamik zwischen Kunst, Moral und Cancel Culture. Während die Oscar-Akademie jahrelang daran gearbeitet hat, eine diversere und inklusivere Repräsentation zu etablieren, zeigt sich nun, dass auch jene, die als Vorreiter gefeiert wurden, nicht vor Kritik gefeit sind. Ob Gascón sich langfristig von diesem Skandal erholen kann oder ob ihre Karriere nachhaltig beschädigt bleibt, wird sich erst in Zukunft zeigen. Sicher ist jedoch, dass die Debatte um ihre Person und ihre Äußerungen die diesjährige Oscar-Verleihung in besonderem Maße beeinflussen wird. Eine Karikatur in der spanischen Zeitung „ABC“ urteilt pointiert: „Karla Sofía Gascón wurde dafür bestraft, diejenigen zu schockieren, die sie dafür belohnen wollten, dass sie diejenigen von uns schockiert hat, die sich von nichts mehr schockieren lassen.“

UNGESCHMINKT

Eier von der Menschenfarm

Wer Kinder zur Ware macht, braucht sich nicht wundern, wenn man Frauen wie Zuchtstuten behandelt – zum Beispiel drei Frauen, die von einer Menschenfarm in Georgien fliehen konnten.

VON BIRGIT KELLE

Eizellspende klingt wie eine edle Sache. Wer spendet, gilt ja gemeinhin als großherzig und gönnerhaft, als jemand ohne niedere Eigeninteressen, ganz dem Wohl des anderen verschrieben.

In diesem Sinne ist die Eizellspende ein Euphemismus erster Klasse, handelt es sich doch dabei um einen inzwischen global agierenden lukrativen Markt der Reproduktionsmedizin. Weibliche Eizellen sind dort längst keine selbstlosen Geschenke mehr, sondern begehrter Rohstoff für Forschung und die Umsetzung von Leihmutterschaft für jene, die selbst unfruchtbar sind und das nötige Kleingeld besitzen, um andere Frauen für sich gebären zu lassen um ihnen dann die Kinder abzukaufen.

Wer einmal zulässt, dass Eizellen gehandelt werden dürfen, schafft in der Logik des Marktes auch eine Nachfrage, die bedient werden will. Einen Markt, auf dem Frauenkörper durch die massiven dazu nötigen Hormonbehandlungen ausgebeutet werden, auf dem sie Gesundheit, Fruchtbarkeit oder gar ihr Leben riskieren und nicht in allen Ländern wartet man da auf freiwillige, aufopferungswillige Frauen. „Eierernte“ nennt man es ernsthaft im wissenschaftlichen Bereich, wenn Frauen nach diesen hormonellen Überstimulationen so viele Eier wie möglich auf einmal entnommen werden, indem man ihre Eierstöcke mit Nadeln punktiert. Hühner hält man in Hühnerfarmen. Frauen in Menschenfarmen. Genau so eine flog gerade mitten in Georgien auf, neben der Ukraine ein weiterer Hotspot des Leihmutterschafts-Marktes in Europa. Drei Thailänderinnen konnten fliehen, man hatte sie unter dem Versprechen, sie als Leihmütter für reiche Europäer zu beschäftigen im Sommer 2024 nach Georgien gelockt. Stattdessen landeten sie mit über 100 anderen Frauen in abgeschotteten Häusern, wo man sie mit Hormonen vollpumpte, jeden Monat neu betäubte und ihre Eier aberntete. Um sie gefügig zu machen, nimmt man ihnen die Pässe ab, damit sie nicht fliehen können und droht ihnen mit Geldstrafen, die sie nicht bezahlen können. Drei sind also geflohen, welche feministische Außenpolitik kümmert sich um die 100 anderen?

Nichts davon kommt überraschend. Solche Brutfarmen für Eizellen aber auch für „Leihmütter“ – auch nur ein hübscheres Wort für Brutkasten, exzitieren seit Jahren unbehelligt in Afrika und früher in Indien, bis man dort den Markt wieder schloss. Auf dem schwarzen Kontinent werden die Frauen auch gerne einfach entführt und vergewaltigt, um sie zu schwängern, das ist billiger als jedes Labor. Die mediale Erschütterung in Deutschland angesichts solcher Meldungen ist nicht groß, arbeiten Pharmaindustrie, Forschung und Politik auch in Deutschland doch seit Jahren an dem Plan, Eizellspenden und Leihmutterschaft auch hierzulande zu legalisieren. Die FDP möchte gar ein Spenderregister für Embryonenspenden einführen. Ja, warum nur Eier handeln, wenn man auch ganze Menschen von der Resterampe aus der Überproduktion bei der Leihmutterschaft noch vermarkten kann? Wer Kinder zur Ware macht, braucht sich nicht wundern, wenn man Frauen wie Zuchtstuten behandelt. Beides geht immer Hand in Hand.

Barmherzigkeit – gerade im Beichtstuhl: Während vor 100 Jahren Joseph Wittig mit seinen Ansichten auf den Index kam, wäre er heute ein Priester im Sinne von Papst Franziskus. *Foto: dpa*

Eine Theologie, deren Zeit noch nicht reif war

Das Eintreten des Priesters Joseph Wittig für eine humanere Theologie führte dazu, dass seine Werke auf dem Index landeten **VON URS BUHLMANN**

Nicht nur einige der großen Namen der Literatur standen auf dem Index der verbotenen Bücher - der seit dem 16. Jahrhundert und formal bis 1967 vom Vorgänger des heutigen Glaubens-Dikasteriums geführten Liste mit zuletzt rund 6 000 Titeln - es konnte auch weniger Bekannte treffen, wenn man ihnen Verstöße gegen die Glaubens- oder Sittenlehre vorwarf.

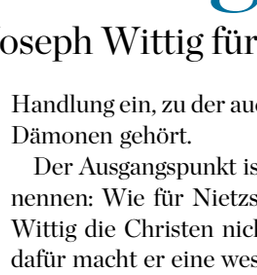
Als ein Hochbegabter unfreiwillig aneckte

Natürlich gab es Autoren, die sich nicht im Geringsten wegen einer solchen „Indizierung“ sorgten oder diese eher als Ritterschlag sahen. Und es gab solche, für die die Ernennung zum verfemten Autor persönliche Tragik bedeutete, vor allem, wenn sie wirtschaftlich von der Kirche abhingen. Zu ihnen gehörte der schlesische Priester und Kirchenhistoriker Joseph Wittig (1879-1949), der 1903, im Jahr seiner Priesterweihe, auch die theologische Doktor-Prüfung bestand. Als Hochbegabter durfte er gleich weiter in Rom christliche Archäologie studieren, bevor er in Breslau Professor für alte Kirchengeschichte, Patrologie und christliche Kunst wurde. Wittig gab nicht nur ein Lehrbuch der Patrologie neu heraus, er war Autor zahlreicher landesgeschichtlicher Abhandlungen zu seiner Heimat, der Grafschaft Glatz.

Doch ein Aufsatz von ihm in der 1903 gegründeten katholischen Kulturzeitschrift „Hochland“, die sich um Anschluss an die Moderne bemühte und auch überkonfessionell wahrgenommen wurde, schlug weite Wellen und rückte Wittig in den Radar der römischen Glaubenswächter. „Die Erlösten“, 1922 erschienen, ist – wie für Wittig typisch - halb ein populär-theologischer Traktat, halb erzählerische Prosa. Er erinnert sich an seine Schulzeit, baut eine Handlung ein, zu der auch der Auftritt eines Dämonen gehört.

Der Ausgangspunkt ist fast schon naiv zu nennen: Wie für Nietzsche sehen auch für Wittig die Christen nicht erlöst genug aus; dafür macht er eine wesentliche Schuld bei der Kirche selber aus. Die Lehre von der Erlösung, die Soteriologie, sei zu abstrakt-abgehoben, als dass sie bei den Menschen wirklich ankommen und sie frohgestimmt machen könne. Insbesondere die damalige Beichtpraxis greift Wittig auf: Für ihn wurde viel zu oft die Absolution verweigert, musste der Pönitent unverrichteter Dinge wieder umkehren, weil seine Gesinnung angezweifelt wurde oder ihm noch weitere Buß-Werke aufgegeben wurden. Wer aber nicht absolviert war, konnte die Kommunion nicht empfangen. Dadurch wiederum würden Menschen der Kirche abspenstig gemacht.

Wittigs Forderung „mehr Seligkeit, mehr Gottesfreude“ konnte falsch verstanden werden, als Verwässerung von Glaubens-Wahrheiten. Es scheint bei ihm die gedankliche Möglichkeit auf, die bloße Existenz der Beichte lege nahe, die Erlösung sei doch nicht geschehen oder jedenfalls nicht vollständig. Oder er schreibt: „Sobald (...) jemand unerschütterlich glaubt, dass bei gutem Willen nie eine wirkliche Sünde werden kann, dann ist er erlöst von seinen Sünden, denn mit der Gnade Gottes wird er immer guten Willen haben“. Es kann dies durchaus als Häresie verstanden werden. Der einflussreiche Jesuit Friedrich Muckermann sprach von „dogmatischen Gewagtheiten“, ja „Irrtümern“. Wittigs Ansatz, in „Herrgottsgeschichten“ den einfachen Menschen in schlichter Sprache den Glauben nahebringen zu wollen, wurde ohnehin von Vertretern der akademischen Theologie nur mit Naserümpfen aufgenommen. Es ging letztlich um einen Kampf der „Rechtskirche“ gegen die „Liebeskirche“ und dieser Kampf musste in den 1920er-Jahren noch gegen einen Vertreter einer liberaleren Haltung ausgehen.



Wittig erntete für seinen Aufsatz zwar viele lobende Worte, sogar von bischöflicher Seite, aber er hatte die Kritiker auf sich aufmerksam gemacht. Sein nächstes Buch „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo“ kam sofort auf den Index. Er verlor nach und nach mehrere Posten, wie den des Universitäts-Predigers, wurde schließlich von der Universität beurlaubt und musste das Priestertum aufgeben.

Exkommunikation und Aufgabe des Priesterberufs

Es blieb ihm nichts anderes übrig als nun ganz auf die Schriftstellerei zu setzen. Auch wurde er zu einem eifrigen Mitarbeiter von Zeitschriften und Rundfunk. Zurückgekehrt in seinen Heimatort heiratete er 1927 und gründete eine Familie. Aus heutiger Sicht erstaunt die Feindseligkeit, die Wittig entgegengebracht wurde. Der Priester Joseph Froberger, Chefredakteur der Kölnischen Volkzeitung, bezeugte mit einer Breitseite seine komplett antimodernistische Haltung: „Der Fall Wittig ist eines jener Beispiele von Jugendverführung, die sich der Geschichte der Gegenwart mit unauslöschbaren Spuren eingegraben haben. Jene, die Wittig bis zuletzt in seinem Widerstand gegen die Kirche bestärkten, tragen keine geringe Mitschuld an der seelischen Verwirrung eines Teils der deutschen Katholiken, wozu gerade die Jugend ein beträchtliches Kontingent stellt“.

Die Massivität dieses Angriffs steht in keinem Verhältnis zu Wittigs fragenden Bedenken, die keineswegs die Beichte zu Fall bringen wollten, allenfalls eine bestimmte Beicht-Pastoral, die den Beichtwilligen Misstrauen entgegenbrachte und den Beichtstuhl als Mittel der Machtausübung sah. Manche Formulierung freilich in Wittigs Aufsatz war missverständlich, wenn er etwa schrieb, ohne Sünde gäbe es keine Erlösung. Aber Wittigs Grundansatz einer „narrativen Theologie“, die bei der Lebenswirklichkeit einfacher Menschen einhakte, und dies in einer lebendigen, gut zugänglichen Sprache tat, war nicht anti-kirchlich.

In den 1920er-Jahren und einer noch ungebrochenen Tradition des Integralismus, der mit den Päpsten die Moderne bekämpfen wollte, kam Wittigs leutselige Haltung jedenfalls zu früh. Wenn er, sich scheinbar über Jesus beschwerend, festhielt: „Die Sünde hat er nicht beseitigt, er hat nur ein neues Leiden gebracht, nämlich das Beichten. (...) Die Ungläubigen glauben, hoffen und segnen, die Gläubigen haben Angst“, lenkte er Kritik leicht auf sich. Ein Churer Prälat sah einen Widerspruch zum Evangelium, aber vor allem den „Einklang mit der Rechtfertigungslehre Luthers“. Denn wie dieser würde Wittig lehren, dass allein Glaube und Vertrauen auf Jesu Erlösungstat den Menschen rechtfertige. Dass der Schlesier sich dann mit dem Satz verteidigte: „Richtig daran ist, dass ich in die religiösen Schätze der alten tiefgläubigen Zeit eingedrungen bin, um deren Kostbarkeiten auch Luther rang“, war nicht hilfreich.

Nachdem der Wittig wohlgesonnene Erzbischof von Breslau, Adolf Kardinal Bertram, von Rom ermahnt wurde, energischer vorzugehen, sollte der Priester mehrere Unterwerfungserklärungen unterzeichnen. Das tat er durchaus, nahm aber einige Punkte davon aus, weil er etwa nicht bekräftigen wollte, dass niemals einzelne Glaubenswahrheiten im Laufe der Kirchengeschichte in den Hintergrund getreten seien; außerdem hielt er die konkrete Ausübung des Lehramts „durch die von den Päpsten gesandten Priester und Lehrer“ für keineswegs unfehlbar. Damit war sein Schicksal besiegelt; auch „Die Erlösten“ kamen auf den Index.

Nachdem er sich weigerte, das tridentinische Glaubensbekenntnis und den „Antimodernisteneid“ erneut abzulegen, folgte 1926 die Exkommunikation. Wittig veröffentlichte eine Erklärung, in der er seine Treue zum katholischen Glauben bekundete. In den Jahren danach ließ er sich zu keiner öffentlichen Kritik an der Kirche bewegen. Ohne jeden Antrag seinerseits, aber auch ohne Begründung erhielt er zwanzig Jahre später die Nachricht, dass seine Exkommunikation aufgehoben worden sei. Von Seiten Roms waren ihm niemals die Anklagepunkte mitgeteilt worden. Im selben Jahr 1946 musste er seine geliebte Heimat verlassen, fand Aufnahme in Niedersachsen, wo er kurz darauf starb. Ein Freundeskreis hält sein Andenken wach.

Ein Theologe, wie ihn Papst Franziskus liebt?

Wittigs Fall ist speziell, weil er mit seinem Denken heute keinen Anstoß mehr erregen würde und weil er als Theologe letztlich nicht wegen theologischer Forschungen, sondern wegen seiner Erzähler-Tätigkeit auffiel.

In einer Verteidigungsschrift von 1923 bekennt er sich dazu, „dass ich die hl. Kommunion nicht so sehr als Lohn der Gerechten und als Speise der sich rein haltenden Menschen, sondern vielmehr als Medizin der kranken und sündigen Seelen betrachtete und es nicht duldete, dass sie wegen irgendwelcher Bedenklichkeiten und eingebildeter ’Sünden‘ unterlassen werde“. Papst Franziskus würde dem wohl nicht widersprechen.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTENSCHAU

Erwachsen werden

Die Zeitschrift **PSYCHOLOGY TODAY** thematisiert den zunehmenden Trend zum verzögerten Erwachsenwerden. Vor zwanzig Jahren lebte nur eine Minderheit der über 20-Jährigen bei ihren Eltern; inzwischen bleiben die Mitglieder dieser Altersgruppe deutlich länger in der Familie oder kehren nach kurzen Ausflügen in das Studium, Berufs- oder Eheleben wieder dorthin zurück. Grund für die zunehmende Anzahl an Mehrgenerationen-Haushalten ist die angespannte finanzielle Lage, die es den Kindern nicht leicht ermöglicht, auf eigenen Füßen zu stehen.

Der Prozess des Miteinanders geht vielfach mit einem für die „Generation Z" beobachteten verzögerten Erwachsenwerden einher. Lange Selbstreflexionsprozesse, die Unfähigkeit, eine Glühbirne zu wechseln, und eine starke Konzentration auf die eigene Befindlichkeit begünstigen nicht nur mentale Erkrankungen, sondern zementieren auch die Unreife. Doch dieser Prozess, so verbreitet er auch sein mag, ist keineswegs zwangsläufig. Ein Blick auf frühere Generationen und Jahrhunderte zeigt vielmehr, dass ein dauerhaftes Zusammenleben mehrerer Generationen in der Familie ausgleichend und entlastend wirken und sowohl das innere als auch das äußere Wachstum fördern kann. Es stellt sich also weniger die Frage, wie man die erwachsenen Kinder aus dem Haus bekommt, sondern vielmehr, warum so viele von ihnen eine so große innere Unreife zeigen.

Ein kritischer Blick auf die ältere Generation verdeutlicht, dass nicht nur die Kinder den Absprung nicht geschafft haben, sondern dass auch die Erziehung zur Selbstständigkeit oft gefehlt hat. Denn ein im Haus lebendes erwachsenes Kind ist ja – ebenso wie ein siebenjähriges Kind – durchaus in der Lage, mal alleine den Müll rauszutragen. Ob das Projekt Familie gelingt, hängt also wesentlich davon ab, dass alle nachreifen.

Wo man glücklich ist

Im **MAGAZINE GLOBAL FINANCE** berichtet Luca Ventura über jene Länder der Welt, deren Bewohner als die glücklichsten gelten. Im vergangenen Jahr schafften es die Finnen im sechsten Jahr in Folge an die Spitze der von den Vereinten Nationen geführten Liste. Interessant für ein Finanzmagazin ist, dass die Finnen nicht die reichsten Menschen sind, was das Geld angeht. 25 Nationen liegen vor ihnen auf der Liste der 143 Länder, die bei diesem Verfahren untersucht worden sind. Deshalb stellt der Autor die Frage, was es bedeutet, ein glückliches Land zu sein in einer Welt, die von Kriegen, Ungleichheit und politischem Zwist geprägt ist.

Für Christen wenig überraschend stellt die Nonprofit-Organisation der Vereinten Nationen, die seit dem Beginn des Rankings der glücklichsten Nationen im Jahr 2013 dazu dient, die Wahrnehmung für Glück und Gesundheit zu steigern, fest, dass diejenigen Länder die glücklichsten sind, in denen die Menschen mehr Vertrauen zueinander haben. Sie erweisen sich in Krisen als resilienter als diejenigen, die in der Vereinzelung leben und denen es an diesem notwendigen Vertrauen mangelt. Dass die nordischen Länder, in denen es oft monatelang dunkel ist, insgesamt so viel mehr glückliche Menschen beherbergen, hängt damit zusammen, dass in ihnen das Miteinander besser funktioniert. Zudem kommt hinzu, dass die Skandinavier nicht nur im Miteinander funktionieren, sondern auch einen Blick auf künftige Generationen richten und deshalb in Techniken und Verfahren investieren, die ihren Nachkommen ein ebenso glückliches Leben ermöglichen wie das ihre.

Um den Zusammenhang zwischen Geld und Glück sichtbar zu machen, griffen die Organisatoren der 158 Seiten umfassenden Studie zu einer interessanten Frage: Würden Sie sich Sorgen machen, wenn Sie Ihr Portemonnaie verloren hätten? Hätten Sie das Vertrauen, dass ein Nachbar, ein Polizist oder ein Fremder es Ihnen zurückbringen würde? Die Finnen, die im vergangenen Jahr erneut zum glücklichsten Volk der Welt erklärt wurden, schnitten in Bezug auf Vertrauen besonders gut ab. Das zeigt klarer als jeder andere Vergleich: Auch wenn Geld notwendig ist, macht es nicht glücklich. Entscheidender ist hingegen das Wissen, dass der Nachbar, der Fremde und der Polizist nicht mein Geld, sondern mein Wohl im Auge haben.

Keine Chance für Gutmenschen

Jonathan Dean berichtet im **LONDON TIMES MAGAZINE** über eine Erfahrung der besonderen Art. Seine Familie hatte sich entschlossen, eine Katze aufzunehmen. Natürlich wäre es am einfachsten gewesen, ein junges Tier beim Züchter zu kaufen. Finanziell wäre dies für die Familie kein Problem gewesen. Doch sie wollten nicht nur eine Katze, sondern auch etwas Gutes tun – sprich: einem verwaisten Tier ein neues Zuhause geben. Der Weg zur guten Tat erwies sich jedoch als überraschend steinig, kompliziert und schließlich so langwierig, dass Dean und seine Familie am Ende doch überlegten, die Abkürzung zu nehmen und ein Tier zu erwerben.

Der Grund für die Schwierigkeiten liegt in den überaus komplexen Vorgaben, die im Vereinigten Königreich für die „Adoption" einer Katze gelten. Wer ein Tier bei sich aufnehmen will, muss sich nicht nur beim Tierheim melden, sondern ein Aufnahmeverfahren durchlaufen, das dem der Adoption eines Menschen nicht nur ähnelt, sondern womöglich noch schwieriger ist. Die Tierheimmitarbeiter sprachen nicht nur mit Jonathan Dean, sondern wollten seine gesamte Familie kennenlernen. Die Mitarbeiter inspizierten Zimmer für Zimmer deren Heim. Sie verlangten, dass die Familie in den ersten drei Monaten nach der Aufnahme der Katze nicht in Urlaub fahren dürfe. Zudem monierten sie, dass die Familie zu nah an einer belebten Straße wohne, verlangten, dass sie „katzensichere" Fenster einbaue, eine hölzerne Verblendung vor dem Kücheneingang und schließlich, dass die Nachbarn einen Maschendrahtzaun über dem Tor zu ihrem Haus installieren müssten.

Zusätzlich verlangte das Heimteam genaue Auskünfte darüber, wie lange welches Familienmitglied sich an welchen Tagen zuhause aufhält. Bemerkenswert an dem Verfahren ist, dass die Vorgaben so umfangreich und das Prüfverfahren so detailliert sind, dass es für eine durchschnittliche Familie unwahrscheinlich ist, jemals eine Katze aus dem Tierheim aufnehmen zu können. Ein Vergleich mit dem eher laxeren Umgang bei der Verantwortung für Kinder, der im Vereinigten Königreich zu beobachten ist, zeigt deutlich, dass hier ganz offenkundig die Maßstäbe stark verrutscht sind. Der Autor des Beitrags hat bis heute keine Katze. Die Familie überlegt nun, sich einen Hund zuzulegen.

BST

Auch irgendwie romantisch: Der Schädel des heiligen Valentin in der Chiesa di Santa Maria in Cosmedin in Rom. *Foto: Imago/Sabine Gudath*

Wer in der Liebe bleibt

An den Ruhm des heiligen Valentin kommen nur wenige Kirchenmänner heran

VON BARBARA STÜHLMEYER

Am 14. Februar ist es wieder soweit. Eine Flut von Karten, Pralinen, Blumen und elektronischen Liebesgrüßen macht einen ansonsten ganz gewöhnlichen Freitag des Jahres 2025 zu einem Leuchtfeuer freundlicher Gefühle. Dass sich das Fest nach wie vor mit dem Namen eines Heiligen verbindet, lässt aufhorchen. Denn normalerweise sind es ja nicht die Lichtgestalten des Glaubens, deren Namen weltweit in aller Munde sind. Tatsächlich wurde das Fest des heiligen Valentin nach dem zweiten vatikanischen Konzil aus dem Heiligenkalender gestrichen. Aus gutem Grund, denn der Heilige war einer von vielen, mit deren Person sich allzu wenige historische Fakten verbanden und man war damals bestrebt, den Glauben und die Vernunft Hand in Hand gehen zu lassen und wollte sich deshalb von allem Brauchtum trennen, das keine wirklichen christlichen Wurzeln hatte. Die Verehrerinnen und Verehrer des heiligen Valentin haben sich aber - ebenso wie die der heiligen Barbara, deren Gedenktag ebenfalls der Liturgiereform zum Opfer fiel, nicht darum geschert und den heiligen Valentin weiterhin um sein fürbittendes Gebet angefleht.

Dass der Name des Heiligen sich mit der Sorge für die Liebenden verbindet, geht auf einen Teil der Legenden zurück, die sich mit jenen Heiligen verbinden, die den Namen Valentin tragen. Dies sind tatsächlich mehrere frühe Christen, die den Märtyrertod erlitten. Einer von ihnen soll während der Christenverfolgungen im Römischen Reich Soldaten getraut haben. Dies war gleich in mehrfacher Hinsicht verboten - zum einen, weil es sich um ein christliches Ritual handelte, zum anderen, weil Soldaten während ihres zeitlich befristeten Dienstes in der römischen Armee nicht heiraten durften.

Die Verbindung der Verehrung Valentins mit der romantischen Liebe wird erstmals im 14. Jahrhundert sichtbar. Damals – genauer im Jahr 1381 – dichtete der in England sehr bekannte und beliebte Schriftsteller Geoffrey Chaucer anlässlich des ersten Jahrestages der Verlobung von König Richard II mit Anne von Böhmen: „Es geschah am Valentinstag, als jeder Vogel kam, um seinen Partner zu wählen."

Das Naturbild verweist auf die Beobachtung des herannahenden Frühlings, der zur Zeit Chaucers am 14. Februar deshalb weiter fortgeschritten war, weil zu dieser Zeit noch der Julianische Kalender in Gebrauch war, und der 14. Februar deshalb neun Tage später stattfand als das gleiche Datum im 1582 eingeführten gregorianischen Kalender.

Obwohl die These im Laufe der Jahrhunderte immer wieder aufgestellt wurde, finden sich keine Spuren, die vom Brauchtum, das sich rund um den Valentinstag entwickelte, zurück zum römischen Brauch der Luperkalien führen. Wäre dies der Fall, hätte sich der antike Fruchtbarkeitskult direkt mit dem Fest des Heiligen verbunden. Dafür gibt es aber in den Quellen keine Hinweise. Die Entdeckung Valentins als Patron der Liebenden scheint ihre Wurzeln also wirklich in Chaucers Gedicht zu haben und trieb von dort aus weltweit die schönsten Blüten. Dass diese sehr schnell wuchsen, zeigt die Beschreibung des 14. Februars als bereits im Bewusstsein der Bevölkerung verankertes Fest der Liebe in der „Charta des Liebeshofs", die König Karl VI. von Frankreich zugeschrieben und im Jahr 1400 in Mantes-la-Jolie herausgegeben wurde. In leuchtenden Farben beschreibt sie die Feierlichkeiten am Königshof, zu denen neben einem Festmahl Wettbewerbe in Liebespoesie, Turnierkämpfe und Tanz gehörten.

Ophelia an Hamlet

Das älteste erhaltene Gedicht zum Valentinstag findet sich in den sogenannten Paston Letters, die Margery Brewes an ihren künftigen Ehemann John Paston richtete. Unsterblich wurde die mit dem Namen Valentins verbundene Liebe in William Shakespeares in den Jahren 1600 bis 1601 entstandenem Hamlet, in dem Ophelia im vierten Aufzug in der fünften Szene singt: „Tomorrow is Saint Valentine's day, all in der morning betime, and I a maid at your window, to be your Valentine" (deutsch: „Guten Morgen, 's ist Sankt Valentinstag/ So früh vor Sonnenschein/Ich junge Maid am Fensterschlag/Will euer Valentin sein."

Bei all der emotionalen Energie, die sich mit dem Valentinstag verbindet, ist es kein Wunder, dass der eine oder andere businessorientierte Zeitgenossen in späteren Jahrhunderten hier eine Chance auf Gewinnmaximierung erblickte. Der Fantasie waren dabei kaum Grenzen gesetzt. Dies galt vor allem deshalb, weil die bei dem einen oder anderen Feierwilligen durchaus eng gesteckt waren. Denn nicht jeder hoffnungsvoll liebende Mann war auch ein versierter Poet. Deshalb edierte ein findiger britischer Verleger im Jahr 1797 ein Buch mit dem sprechenden Titel „The Young Man's Valentine Writer", in dem dichterisch weniger begabte Männer die passenden Verse fanden, die sie ihrer Liebsten zueignen konnten. Die Druckereien hatten damals bereits damit begonnen, Valentinskarten mit Versen und Skizzen zu produzieren, die man – weil sie nicht selbstgemacht waren – „Mechanical Valentines" nannten. Wer etwas auf sich und seine Verehrte hielt, kaufte Karten, die mit echter Spitze und Schleifen verziert waren. Wer ein geringeres Budget zu verwalten hatte, griff auf solche mit Papierspitze zurück. Dass alle Beteiligten sich die Freude, Liebesgrüße zu versenden, etwas kosten ließen, wird klar, wenn man bedenkt, dass in Großbritannien trotz der damals erheblichen Portokosten in der Mitte des 19. Jahrhunderts jährlich 60 000 Valentinskarten versandt wurden. Nach der Einführung der Briefmarke im Jahr 1840 stiegt die Anzahl der versendeten Grüße im Folgejahr gar auf 400 000. Für Frauen im Vereinigten Königreich war die Tradition des Valentinstages ein Glücksfall. Denn sie brachte ihnen nicht nur schöne Karten, Blumen und Pralinen, sondern 3 000 von ihnen auch einen sicheren Job, weil sie in der von Charles Dickens treffend als „Fabrik des Liebesboten" bezeichneten Firma mit der Produktion der Grußkarten beschäftigt waren.

Inzwischen hat sich das Brauchtum rund um den Valentinstag weltweit verbreitet. In vielen Ländern wird dies kritisch gesehen und zum Anlass genommen, eigene Bräuche neu zu entdecken. Die Kirche tut am Valentinstag das, was sie am besten kann: segnen.

Ein Zeitgenosse Rembrandts, aber keine Konkurrenz: Bartholomeus van der Helst, „Die Vorsteher des Hakenbüchsen-Schützenhauses“, 1655. *Foto: Städel Museum – Norbert Miguletz*

Nach Rembrandt drängt, an Rembrandt hängt doch alles

Das Frankfurter Städel Museum gewährt einen Blick auf das Goldene Zeitalter der Niederlande VON HENRY C. BRINKER

In Goethes Geburtshaus in Frankfurt herrscht ganzjährig Hochbetrieb, das Lebensbild einer wohlhabenden Familie der Barockzeit interessiert auch Chinesen. Der nahe Römerberg, zentraler Platz mit Rathaus, Kaisersaal und Dom, gilt als Herz der Stadt mit dem Adler und bezeugt den wirtschaftlichen Aufstieg über die Jahrhunderte. Handel und Buchdruck ließen Frankfurt ab dem 15. Jahrhundert groß werden. Unweit des Römer-Ensembles die Paulskirche, wo die Nationalversammlung 1848 den deutschen Verfassungsstaat begründete. Überall kontrastiert Nachkriegsmoderne und neueste Gewerbe- und Büroarchitektur aus Glas und Stahl mit lediglich historisierendem und wenigen tatsächlich alten Bauten. Bunte Touristen ziehen in geführten Gruppen vorbei, bürograue Geschäftsleute hasten zu ihren Terminen. Vor offenen Passageneingängen und auf Bänken unter noch kahlen Platanen bilden Bettler und Junkies das für viele Metropolen typische Kontrastprogramm. Über eine elegante Fußgängerbrücke, entworfen von Albert Speer, Sohn von Hitlers Stadtplaner und Rüstungsminister, geht es zum Museumsufer mit dem berühmten Städel und seiner stolzen Sammlung, zu der etwa Tischbeins ikonisches „Goethe in der Campagna“ gehört. Die Moderne ist vom Expressionismus bis zur Gegenwart erstklassig vertreten, bekannte Rembrandt-Gemälde wie die schockierend-imposante „Blendung Simsons“ belegen die weit zurück reichende Sammlungsgeschichte.

Rembrandt ist es auch, dem das Frankfurter Städel drei Jahre nach der letzten Werkschau, die 2021 ein Publikumsmagnet war, jetzt wieder eine Ausstellung widmet. Im Mittelpunkt steht nicht der Maler selbst, sondern „seine“ Stadt Amsterdam, in der er 1624 und dann von 1631 an zu Hause war. Amsterdams Entwicklung ist zu dieser Zeit eng verwandt mit der von Frankfurt. Wirtschaftliche Prosperität und eine funktionierende politische Ordnung bilden die Voraussetzung für die Entwicklung der Künste. Die Schattenseiten des Reichtums sind Armut und Krankheit, ihre Bekämpfung macht sich ein verantwortungsbewusstes Gemeinwesen zur Aufgabe der Mächtigen und Vermögenden. „Rembrandts Amsterdam – Goldene Zeiten?“ heißt denn auch beziehungsreich fragend die große Kunst-Schau am Mainufer. Gleich zu Anfang eröffnet eine Bewegtbild-Präsentation mit Rembrandt als Ich-Erzähler die Perspektiven auf die Stadt, um die es in der Ausstellung geht. Geografie und Architektur, Geschichte und Gesellschaft verschmelzen zum Gesamtbild eines neuzeitlichen Lebens. Stark von der Globalisierung geprägt, war Amsterdam damals die drittgrößte Hafenstadt Europas. Technik und Wissenschaft entwickelten sich sprunghaft, die Bevölkerung wuchs im sogenannten „Goldenen Zeitalter“ um das Fünffache, heute ächzt die Stadt schon unter dem Zuwachs von zwanzig Prozent in den letzten zehn Jahren.

Land der Maler, Land am Deiche

In den umgebenden Niederlanden schufen etwa 700 Malerwerkstätten jährlich 70 000 Gemälde, ein weltweit einzigartiges Phänomen. Das Land der Malerei blieb auf diesem Gebiet lange einflussreich. Goethes Vater war ein Sammler von Landschaften im niederländischen Stil, sie sind noch heute im Goethehaus zu besichtigen. Die Kehrseite des Goldenen Zeitalters war jedoch trist, nicht nur in Amsterdam. Ebenso rasant wir die global vernetzte Ökonomie, über 600 Amsterdamer Partnerhäfen weltweit, entwickelte sich ein unüberschaubares, städtisches Proletariat. Waisen und verarmte Frauen, die in die Prostitution flohen, Krüppel und geistig Behinderte, Vagabunden, Alkoholopfer und alle Arten von Kriminellen bildeten die Staffage-Figuren einer metropolitanen Subkultur, eine Dreigroschenoper auf Niederländisch. Rembrandt nahm diese Realität auf und spiegelte sie in seiner Kunst. Emphatisch widmete er sich den Sujets rund um die Opfer des vorindustriellen Frühkapitalismus und verlor sie auch dann nicht aus den Augen, wenn sie bereits der Tod ereilt hatte. Aus dem New Yorker Metropolitan Museum fand die Rembrandt-Zeichnung der hingerichteten Elsje Christiaens den Weg ins Städel. Erst vor gut einem halben Jahrhundert konnte der erbarmungswürdige Fall der 18-jährigen rekonstruiert werden. Im Streit um die Miete hatte die junge Dänin, so die Anklage, ihre Hauswirtin erschlagen. Ein dreitägiger Prozess sollte den chaotischen Tathergang klären, die Hinrichtung erfolgte wenig später. Die erdrosselte Leiche wurde bis zur Verwesung zur Schau gestellt, als Mahnmal dafür, dass in Amsterdam Recht und Ordnung herrschten. Es ist aber anzunehmen, dass die Stadt gerade darunter litt, dass sich bei der explodierenden Einwohnerzahl eine gewisse Gesetzlosigkeit nur schwer eindämmen ließ. Jährlich gab es über 20 Gerichtstage, die für öffentliche Hinrichtungen angesetzt waren. Ein Kriminalfall und das Todesurteil als Kunstmotiv: das kundige Frankfurter Ausstellungspublikum fühlt sich beim Fall der Elsje Christiaens auch an Susanna Margaretha Brandt erinnert, bei der es um einen Kindsmord ging. Die Frankfurter Magd diente Goethe zusammen mit dem Fall Maria Flint als Vorbild für die Gretchentragödie in seinem Faust.

Die Freude an der Repräsentation ließen sich die Amsterdamer Stadtoberen dennoch nicht verleiden, im Gegenteil. Die einflussreichen, schnell wachsenden Bürgergesellschaften der Gewehr-, Bogen- und Armbrustschützen, ehedem ein wichtiger Faktor der Heimatverteidigung, schufen eine rege Nachfrage nach Gruppendarstellungen mit den Porträts der stolzen Schützenbrüder, die sogenannten „Schützenstücke“. In fast ermüdendem Umfang zeigt die Städel-Ausstellung die großformatigen Bilder und ihre Entwicklung vom dokumentarisch aufgestellten Personal-Tableau bis zum ästhetisch anspruchsvoll komponierten Raumbild mit fantasievoll variierten Personen-Arrangements. Das bekannteste Werk dieser Gattung markiert dabei zugleich das Ende eines überkommenen Bildtypus, Rembrandts „Nachtwache“. Wie die Mona Lisa des Louvre geht dieses Meisterwerk nie auf Reisen. Das Amsterdamer Rijksmuseum, so sagt man, wurde um dieses Glanzstück herum errichtet. Gleichwohl ist in Frankfurt die Nachtwache als kleine Kopie eines Zeitgenossen zu sehen. Rembrandts Bild der Schützengilde besticht durch die Kühnheit der Komposition wie durch den Erzählreichtum der Szenerie. Gegen die Leserichtung entwickelt sich der Schwung der Gruppe mit dem bestimmenden Kapitän Frans Banninck Cocq eher von rechts nach Mitte links, nimmt dabei aber aus der gesamten Bildtiefe unterschiedliche Energien auf, etwa vom bellenden Hund oder dem schlagenden Trommler, von den Fahnenschwenkern bis zum Musketier, der seinen Vorderlader stopft.

Auf einer großformatigen Darstellung repräsentativer Geselligkeit im Hakenbüchsen-Schützenhaus zeigt Bartholomäus van der Helst seine Helden beim genussvollen Austernschlürfen. Auch der damals wertvoll-exotische Spritzer Zitrone auf die geöffnete Meeresfrucht darf nicht fehlen: Die leeren Austernschalen auf dem Boden symbolisieren Ausschweifung, die saure Zitrone Mäßigung. Im Hintergrund ist die Wirtin Geertruyd Nachtglas bei der Bedienung zu erkennen. Nach dem Tod des Vaters war sie es, die die Schützenbewirtschaftung übernahm und es so zu großem Wohlstand brachte. Übrigens aß man zu dieser Zeit nicht nur an der Küste Austern. Auf Bildern des Frankfurters Georg Flegel aus dieser Zeit tauchen ebenfalls Austern auf.

Keine Kunst ohne Religion

Auch religiöse Motive finden sich auf vielen Bildern. Neben dem virtuos-dramatischen Rembrandt-Bravourgemälde der Blendung Simsons scheinen die Glaubenswelten der nachreformatorischen Zeit vielgestaltig auf. Aus katholischer Zeit – in Amsterdam galt auch nach der Reformation Religionsfreiheit – stammt das silberne Weingefäß mit der Patronatsfigur des heiligen Georg, als bedeutungsvolles Requisit herausgestellt auf einem Schützenbild. Die katholischen Werke der Barmherzigkeit schildern die Maler der protestantischen Auftraggeber über die Darstellung von Kindern, die in den traditionsreichen Waisenhäusern mit Kleidung, Nahrung und Bildung versorgt werden.

Dezidiert religiöse Inhalte finden sich in zahlreichen, berühmten Rembrandt-Radierungen. Das 100-Gulden-Blatt heißt deshalb so, weil es damals diese Preis-Schallmauer für den bedruckten Papierbogen durchbrach. Heute werden für einen guten Abzug aus der Zeit bei Versteigerungen über 50 000 Euro gezahlt. Der predigende Jesus ist auf dieser Radierung im Glanz überirdischer Helligkeit dargestellt, so wie es nur ein Meister der Radierung, wie Rembrandt es war, vermag. Da scheint Licht auf, wo keines ist, geradezu magisch umgesetzt in der schwarz-weißen Drucktechnik dieser vervielfältigten Kunst.

Neben der Kunst erlebte im Amsterdam des Goldenen Zeitalters auch die Wissenschaft, insbesondere die Medizin, eine Blüte. Mit dem Denken der Neuzeit nahm der einzelne Mensch sich stärker als Subjekt mit Eigenverantwortung wahr, auch ohne mit der Würde eines geistlichen oder weltlichen Amtes ausgestattet zu sein. Gleichzeitig objektivierte das Subjekt Mensch seinen Körper im Umgang mit Krankheit und Tod. Die Heilkunst stellte sich offen und ohne falschen Zauber als Wissenschaft den Herausforderungen von Krankheit und Verletzungen. Epidemien und Kriege ließen den Tod allgegenwärtig sein und beförderten die Bereitschaft, über die Toten für die Lebenden zu lernen. Anatomische Vorlesungen wurden später sogar zum touristischen Highlight, wie es der Ausstellungskatalog süffisant formuliert. Rembrandts berühmtes Bild „Die Anatomie des Dr. Tulp“ von 1632 ist als kleine Skizze zu sehen, im Original gezeigt wird das später entstandene Fragment „Anatomie-Vorlesung des Dr. Jan Deijman“. Auf dem Seziertisch liegt mit geöffnetem Bauchraum ein hingerichteter Delinquent. In der perspektivischen Verkürzung des Leichnams nimmt der Maler Bezug auf Mantegnas Grablegung Christi und stattet auch diesen Toten mit der Würde des Menschensohns aus.

Rembrandts Amsterdam – Goldene Zeiten?, Städel Museum Frankfurt bis 23.3.2025.

Jesus füllt das Loch im Herzen

Die neue Reihe „Gottes Netzfischer“ stellt christliche Influencer vor. Den Auftakt macht Jasmin Neubauer VON ELISABETH HÜFFER

Liebezurbibel“, dem Instagram-Account von der Freikirchlerin Jasmin Neubauer, folgen 75 000 Follower. „Das Wort Gottes hat die Kraft, Menschen zu verändern“, kommentiert sie den Namen ihres Unternehmens. Pastelltöne dominieren die Beiträge der modisch gekleideten jungen Frau, die dort zwischen Bilder von Jesus am Kreuz und einer selbst gemalten Dornenkrone immer wieder auftaucht: Jasmin mit ihrem Verlobten beim Spaziergang im Schnee, Jasmin bei der Arbeit, mit einem Cappuccino in der Hand an ihrem nussbraunen Holzschreibtisch im hellen Büro, Jasmin mit Mikrofon vor einer Menschenmenge auf der Bühne – die Beiträge sind abwechslungsreich, eines haben sie jedoch gemeinsam. Sie sollen den bezeugen, der Jasmin begegnet ist: Jesus Christus.

„Liebezurbibel“, zu dem auch eine frei zugängliche Internetseite gehört, ist eine Ermutigung, mehr in der Bibel zu lesen, Jesus ähnlicher zu werden, ihm nachzufolgen, und die Liebe zu ihm und zu seinem Wort neu zu entfachen. So steht es dort schwarz auf weiß, passend zum schlichten Design des Internetauftritts. Auf der Website finden sich neben Artikeln und einer Gemäldegalerie auch christliche Film-, Podcast- und Buchempfehlungen. Denn Neubauer ist unter anderem Autorin, auch für Kinderbücher. Wieso sie etwa „Jesus und Gender“ verfasst habe? Weil „der wandelnde Zeitgeist und die Transgender Ideologie, der anfängt die Gedanken und Anschauungen unserer Kinder zu pervertieren und zu verzerren, es gefordert hat, biblische Wahrheiten in die Herzen der jungen Kinder fest einzuprägen“ vermerkt die Unternehmerin dazu in der Buchbeschreibung. Als ihr Buch „Wo bleibt eigentlich dein Ehemann?“ erschien, war es nach einer Stunde ausverkauft.

Klickt man sich weiter durch, stößt man auf Jasmins „Shop“. Dort werden natürlich nur „christliche Artikel“ vertrieben: Etwa tabellierte Notizblöcke, die das Beten unterstützen sollen, moderne Bibeln mit gold-weißen Lesezeichen und extra breitem Schreib-Rand, ein Goldarmband mit „Jesus liebt dich“ als Aufschrift, oder ein weißer Jutebeutel mit dem Aufdruck „Jesus macht Schönheit aus Asche“.

Ihrer Generation entsprechend, erreicht sie die meisten ihrer Fans über Instagram: „Unsere Hoffnung liegt nicht in der Politik. Unsere Hoffnung liegt in unserem König Jesus“, steht in weißen Buchstaben auf dem hellbeigen Hintergrund eines Beitrag. „Halloween, das Fest des Teufels“ heißt es auf dem nächsten Post. Und auf einem weiteren sieht man den Auszug eines Liedtextes, vor dem Hintergrund eines mit Kerzen geschmückten Weihnachtszimmers, in dem Jasmin und ihr Verlobter auf dem Sofa sitzen und singen: „Alles, was ich hab, hab ich nur, weil du Jesus bist“. 7 000 „Likes“ und 185 Kommentare hat der Beitrag bekommen.

75 000 Menschen folgen Jasmin Neubauer bei Instagram. *Foto: Neubauer*

Neubauer sei im liberalen islamischen Glauben in Hamburg groß geworden. Ihre Mutter ist Iranerin, ihr Vater Deutscher, erzählt sie im lässigen Tonfall mit leicht kratziger Stimme – so kennt man sie auch aus den Podcasts. Mit ihrer ein Jahr jüngeren Schwester und ihrem zwei Jahre jüngeren Bruder David – der nun Mitarbeiter bei „liebezurbibel“ ist – wuchs sie auf. Heute ist sie die wohl bekannteste christliche Influencerin des deutschen Sprachraums, dicht gefolgt von der Freikirchlerin Jana Highholder, deren Instagram-Kanal gute 71 000 Menschen abonnieren. Jasmins Eltern trennten sich bald. Als Jugendliche hatte sie dann mit Essstörungen und Suizid-Gedanken zu kämpfen. Dazu kam Mobbing von Seiten ihrer Mitschüler – weil Jasmin in der Klasse die einzige Ausländerin gewesen sei. Die plötzliche und radikale Bekehrung ihrer Mutter vom Islam zum Christentum löste in ihr schließlich Frust und Wut aus. „Wir sollten mit unserer Mutter sonntags mit in die Gemeinde kommen. Sonst wollte sie uns die Laptops wegnehmen, hat sie gedroht“, äußert die Christin in einem Interview mit der evangelischen Nachrichtenagentur „Idea“. „Dort haben wir den Leuten aber ganz deutlich gezeigt, dass wir eigentlich keine Lust auf den Gottesdienst hatten. Wir saßen da mit verschränkten Armen und verkniffenem Gesichtsausdruck“. Im selben Zeitraum trennten sich Jasmin und ihr erster Freund. „Ich wusste nicht, was der Sinn des Lebens ist“, blickt die Hamburgerin zurück. Eines Abends, sie war alleine in ihrem Zimmer, habe sie gerufen: „Gott, ich will nicht mehr leben. Egal, wer du bist – ob Allah, Vishnu, Buddha, Jesus – wenn es dich gibt, dann zeige dich mir.“ Auf die Antwort habe sie nicht lange warten müssen: Die Plattform YouTube zeigte ihr das Lied „In Christ Alone“ (In Christus allein) an. „Beim Anhören war in meinem Herzen auf einmal die Stimme: ‚Das, was du gerade hörst, ist die Wahrheit.‘“ Sie habe verstanden, Jesus liebe sie so sehr, dass er für sie am Kreuz für ihre Schuld gestorben ist, so Neubauer gegenüber „Idea“.

Das war 2018. Heute sei Jesus die Priorität in ihrem Leben, sagt Neubauer, die nach dem Abitur Kommunikationsdesign und Theologie studierte. Sie wolle darum weitergeben, was der Heilige Geist sie lehre, und ihr Umfeld positiv beeinflussen. Mittlerweile ist sie aus dem christlich-freikirchlichen Milieu im deutschsprachigen Raum nicht mehr wegzudenken. Als „designer, preacher, teacher, author“ präsentiert sie sich auf ihrer Website. Sie reist ständig, um in Gemeinden Vorträge und Predigten zu halten, Interviews zu geben und an Podiumsdiskussionen teilzunehmen. Dabei ordnet sie sich selber keiner bestimmten christlichen Kirche zu. „Ich folge nur Jesus“, begründet sie das. Im Schwarzwald, in den sie kürzlich übersiedelte, besuche sie eine Baptistengemeinde.

Vor der Gemeinde der Lüdenscheider Christuskirche äußerte sie im vergangenen April: „Ich glaube, dass wir alle hier mit einem Loch im Herzen sitzen. Das, wonach dein Herz sich sehnt, ist Jesus. Er ist imstande, dein Herz zu erfüllen. Er will deine pure Erfüllung sein.“

Anzeige

Pilger-Studienreise *Die Tagespost* nach Portugal vom 1. bis 7. Mai 2025

Lissabon, Fátima und Santiago de Compostela

Von der faszinierenden Stadt Lissabon über den weltberühmten Wallfahrtsort Fátima erreichen wir das Ziel des Jakobsweges, Santiago de Compostela

1. TAG – ANREISE: Flug nach Lissabon. Wir fahren an den westlichsten Punkt Portugals zum Cabo de Roca und beenden die erste Rundfahrt in Lissabon am Hotel.

STATIONEN UNSERER REISE (Auswahl):
Lissabon – Fátima mit Teilnahme an der Lichterprozession – Aljustrel – Nazaré – Porto – Santiago de Compostela (Span.)

2. TAG – LISSABON: Unsere Tour beginnt am Hieronymuskloster und führt vorbei am Turm von Belém, dem Wahrzeichen von Portugals Hauptstadt. Auf der anderen Seite des Tejo und besuchen wir das weithin sichtbare Cristo-Rei-Monument. Vor unserem Eröffnungsgottesdienst in der Antoniuskirche erkunden wir die historische Altstadt, bevor wir weiterfahren nach Fátima. Am Abend haben wir Gelegenheit zur Teilnahme am Rosenkranzgebet und an der Lichterprozession.

3. TAG – NAZARÉ: Am Vormittag beten wir den Kreuzweg, der uns zum Geburtsort der Seherkinder nach Aljustrel führt. Am Nachmittag unternehmen wir einen Ausflug nach Nazaré an der Atlantikküste. Im Stadtteil Sítio besuchen wir das Heiligtum der Nossa Senhora da Nazaré mit der kleinen Statue einer Madonna, die zu den ältesten Marienskulpturen weltweit gehört. Bis zum 20. Jahrhundet war es die bedeutendste Wallfahrtsstätte Portugals. Abends in Fátima haben wir wieder Gelegenheit zur Teilnahme an der Lichterprozession.

4. TAG – FÁTIMA, DER ALTAR DER WELT: Pilger aus aller Welt vereinen sich im Gebet bei den Wallfahrtsfeierlichkeiten auf der Esplanade vor der Basilika und verleihen dem Ort eine unvergleichliche Atmosphäre. Nachmittag informativer Rundgang im Heiligen Bezirk. Abends Teilnahme an der Lichterprozession möglich.

5. TAG – PORTO: Am Vormittag fahren wir nach Porto, in die zweitgrößte Stadt des Landes. Bei einer Führung lernen wir unter anderem die Kathedrale Sé kennen, vom Ufer des Douro sehen wir die Brücke Ponte de D. Luis, das Wahrzeichen Portos, bevor wir weiterfahren nach Santiago de Compostela.

6. TAG – SANTIAGO DE COMPOSTELA: Der älteste Wallfahrtsort Spaniens, die Stadt des heiligen Jakobus, ist neben Jerusalem und Rom die dritte Heilige Stadt der Christenheit. Nach einem Rundgang feiern wir die Pilgermesse in der Kathedrale, die wir hinterher noch eingehender besichtigen. Am Nachmittag haben wir Gelegenheit, durch die verwinkelten Gassen der historischen Altstadt zu bummeln.

7. TAG – RÜCKREISE: Fahrt zum Flughafen von Porto und Rückflug über Lissabon nach Frankfurt.

UNSER ANGEBOT ENTHÄLT:

- Flug mit Linienmaschinen der TAP Air Portugal (Economyklasse) ab/bis Frankfurt/M. und nach/von Portugal
- Busfahrten gemäß Programm
- Unterbringung im DZ mit Bad bzw. Dusche/WC in Hotels bzw. religiösen Gästehäusern der mittleren Kategorie
- Verpflegung: Halbpension, Vollpension in Fátima
- Eintrittsgelder, Kopfhörer-Systeme für die Führungen
- bp-Reiseleitung und geistliche Begleitung ab/bis Frankfurt sowie teilweise örtliche Führungen (alle deutschsprachig)

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer € 1.698,–, Einzelzimmerzuschlag € 325,–.

Veranstalter der Reise im Auftrag der Tagespost:
Bayerisches Pilgerbüro gGmbH, München
Kontakt: info@pilger.de, Tel. +49 (0) 89-545811-0.

Mindestteilnehmerzahl: 20 Personen.
Einzelzimmer nur begrenzt verfügbar.

Senden Sie den Info-Coupon ausgefüllt an:
Die Tagespost, Berner Str. 2, 97084 Würzburg
oder per Fax: +49 (0) 931 3 08 63-33.

INFO-COUPON

Bitte senden Sie mir ausführliche Informationen zur Pilger-Studienreise *Die Tagespost 2025* nach Portugal zu.

Name

Straße

PLZ, Ort

Telefon

E-Mail

Die Tagespost

Dr. Matthew Nolan (Richard Armitage) soll nach China ausgeliefert werden, weil ihm fahrlässige Tötung zur Last gelegt wird. Auf dem Flug soll er von der chinesischstämmigen Polizistin DC Hana Li (Jing Lusi) bewacht werden. *Foto: ITV*

Spannung und Intrigen über den Wolken

Die Netflix-Serie „Red Eye“ bietet eine fesselnde Reise zwischen Wahrheit und Täuschung mit unerwarteten Wendungen VON JOSÉ GARCÍA

Mit einem rätselhaften Prolog, dessen Bedeutung sich erst im Finale enthüllt, beginnt die Geschichte des Chirurgen Matthew Nolan (Richard Armitage aus der „Hobbit"-Trilogie). Bei seiner Rückkehr von einem Medizinkongress in Peking wird er am Londoner Flughafen Heathrow verhaftet. Der Vorwurf wiegt schwer: Er soll die Tochter eines hochrangigen chinesischen Parteifunktionärs getötet haben.

Wird ein Unschuldiger an China ausgeliefert?

Obwohl Nolan seine Unschuld vehement beteuert, halten die Behörden an ihrer Entscheidung fest: Er soll nach China ausgeliefert werden. Dort droht ihm ein Prozess mit ungewissem Ausgang. Auf dem Flug nach Peking wird er von der chinesischstämmigen Polizistin DC Hana Li (Jing Lusi) begleitet, die mit sichtbarem Widerwillen den Auftrag übernimmt. Ihre Haltung ist klar: Sie glaubt an die Schuld des Arztes und lässt keinen Zweifel daran, dass sie ihren Job gewissenhaft erledigen wird. Während ein Teil der Geschichte in London spielt, wo MI5-Direktorin Madeline Delaney (Lesley Sharp) die politischen und diplomatischen Verflechtungen hinter der Auslieferung verfolgt, entfaltet sich der Hauptteil der Handlung an Bord des Flugzeugs. Delaney erkennt den Zusammenhang zwischen der Auslieferung und einem kritischen britisch-chinesischen Handelsabkommen. Sie sucht Hilfe bei CIA-Operationsleiter Mike Maxwell (Mido Hamada), mit dem sie eine komplizierte Affäre verbindet – kompliziert auch deshalb, weil ihr gelähmter Ehemann ihre ständige Fürsorge benötigt. Parallel dazu entwickelt sich ein weiterer Handlungsstrang um Hana Lis Schwester Jess (Jemma Moore), eine aufstrebende Journalistin, die fieberhaft an einer Reportage arbeitet. Ihre Hoffnung, von Hana exklusive Informationen zu erhalten, droht jedoch an ihrer zerrütteten Beziehung zu scheitern.

Das Flugzeug selbst wird zum Hauptschauplatz der Serie. Innerhalb der elf Stunden und dreißig Minuten Flugzeit, die für die Strecke London-Peking veranschlagt sind, bleibt Nolan nur wenig Zeit, seine Unschuld zu beweisen. Die klaustrophobische Atmosphäre an Bord verstärkt die Spannung erheblich, während sich die Ereignisse dramatisch zuspitzen. Die isolierte Umgebung des Flugzeugs nutzt Regisseur Kieron Hawkes geschickt, um eine dichte, fast unerträgliche Spannung zu erzeugen. Schnell wird klar, dass Nolan Opfer einer Intrige ist – doch wer steckt dahinter? Die Situation eskaliert, als ein unerklärlicher Todesfall an Bord die ohnehin angespannte Lage zusätzlich verschärft.

Ein mörderisches Katz- und-Maus-Spiel

Das Flugzeug, ein bewährter Schauplatz für Thrillergeschichten, wird zur Bühne eines mörderischen Katz-und-Maus-Spiels. Währenddessen kämpfen am Boden britische und chinesische Geheimdienste um die Oberhand.

„Red Eye“ kombiniert fesselnd den klassischen Whodunit-Stil mit rasanten Wendungen, die den Zuschauer immer wieder auf falsche Fährten locken. Rückblenden und parallel laufende Handlungsstränge am Boden sorgen für zusätzliche Spannung und vertiefen die komplexe Geschichte.

Trotz der gelungenen Inszenierung bleibt „Red Eye“ nicht frei von Schwächen. Einige Logiklücken und Ungereimtheiten trüben das Gesamtbild. Doch diese Mängel werden durch die packende Atmosphäre und die intensiven Darstellungen der Charaktere weitgehend ausgeglichen. Die Serie schafft es, die Zuschauer bis zum Schluss zu fesseln, auch wenn nicht jedes Rätsel vollständig gelöst wird.

Besonders hervorzuheben ist die schauspielerische Leistung von Richard Armitage, der die Zerrissenheit und Verzweiflung seines Charakters glaubhaft verkörpert. Ebenso überzeugt Jing Lusi als DC Hana Li, deren innere Konflikte und professionelle Pflichterfüllung einen interessanten Gegenpol zu Nolans verzweifeltem Kampf um Gerechtigkeit bilden. Erfrischend erscheint der Verzicht auf mittlerweile oft „obligatorische“ zeitgeistkonforme Stereotype. Stattdessen konzentriert sich „Red Eye“ auf universelle Themen wie Familie, Versöhnung und die Suche nach Wahrheit.

Spannendes Kammerspiel ohne Zeitgeistanbiederung

„Red Eye“ hebt sich von ähnlichen Serien durch seine einzigartige Verschmelzung aus persönlichem Drama und politischer Intrige ab. Die Serie bietet nicht nur spannende Unterhaltung, sondern regt auch zum Nachdenken über die Machtspiele an, die das Leben Einzelner beeinflussen können.

„Red Eye“ bleibt trotz kleinerer Schwächen ein packender Thriller, der die Zuschauer auf eine emotionale und nervenaufreibende Reise mitnimmt. Insbesondere die Kombination aus Spannung als Flugzeug-Kammerspiel und den politischen Ränkenspielen am Boden macht die Serie sehenswert.

„Red Eye“. Serienentwickler: Peter A. Dowling. Regie: Kieron Hawkes. Großbritannien 2024, sechs Folgen mit je 47 Min., auf Netflix

Ein Flughafen als Actionschauplatz

Der Netflix-Spielfilm „Carry-On“ streift zwar moralische Fragen, konzentriert sich jedoch eindeutig auf packende Action VON JOSÉ GARCÍA

Ethan Kopek (Taron Egerton) arbeitet als Sicherheitsbeamter am Flughafen von Los Angeles, wo ebenfalls seine schwangere Freundin Nora Parisi (Sofia Carson) tätig ist. Während Nora selbstbewusst ihre Karriere verfolgt, hat Ethan seine Träume von einer Beförderung längst begraben.

Nach drei Jahren ohne Fortschritt wird die Weihnachtszeit für ihn zur Erinnerung an seine gescheiterte Bewerbung bei der Polizeiakademie. An Heiligabend jedoch erhält Ethan eine neue Aufgabe am Handgepäckscanner – ein Hoffnungsschimmer, den er als Chance begreift, seine Karriere doch noch voranzutreiben. Doch es kommt alles anders als gedacht.

Bedrohung durch unsichtbare Feinde

Ein mysteriöser Anrufer (Jason Bateman) bringt Ethan in eine ausweglose Lage: Er zwingt ihn, einen Koffer mit gefährlichem Inhalt unbemerkt durch die Sicherheitskontrolle zu schleusen, andernfalls wird Nora sterben.

Ethan gerät von einem Augenblick auf den anderen in ein gnadenloses Katz-und-Maus-Spiel, bei dem die Zeit gegen ihn arbeitet. Während der Erpresser stets einen Schritt voraus scheint, muss Ethan verzweifelt einen Plan schmieden, um seine Freundin und unzählige Unschuldige zu retten.

Der spanische Regisseur Jaume Collet-Serra, bekannt für temporeiche Thriller wie „Unknown Identity“, inszeniert mit „Carry-On“ einen Film, der die Hektik der Feiertage und die Bedrohung durch unsichtbare Feinde einfängt. Wie schon in „Non-Stop“, einem Thriller über die Erpressung eines Air Marshals mitten in einem Flugzeug, zeigt Collet-Serra auch hier sein Können in Sachen Spannung.

Die Parallelen zu Klassikern wie „Stirb Langsam“ sind unübersehbar, doch „Carry-On“ setzt weniger auf rohe Action und mehr auf psychologischen Druck. Ethan hetzt durch die langen Flure des Flughafens, verfolgt von einem unsichtbaren Feind, während er gleichzeitig die Sicherheit der Passagiere gewährleisten muss.

Die Inszenierung lebt vom ständigen Zeitdruck. Collet-Serra nutzt geschickt die Dynamik des nervenzerrenden Szenarios, um die Spannung hochzuhalten. Der Flughafen wird zum Mikrokosmos menschlichen Stresses: Während Reisende fieberhaft versuchen, ihre Angehörigen zu erreichen, kämpft Ethan darum, eine Katastrophe abzuwenden. Die ständige Bewegung und das Gefühl allgegenwärtiger Bedrohung schaffen eine fesselnde Atmosphäre.

Im Mittelpunkt steht jedoch der innere Kampf der Charaktere: Ethan muss sich nicht nur dem Erpresser stellen, sondern auch seinen eigenen Unsicherheiten und begrenzten Möglichkeiten. Jason Bateman verkörpert den anonymen Erpresser mit einer Mischung aus Zurückhaltung und eiskalter Entschlossenheit.

Allerdings bleibt die Handlung flach und wirkt stellenweise wenig stimmig, während die Dialoge oft klischeehaft erscheinen. Der Koffer, den Ethan schmuggeln soll, wird schnell zur Metapher für die omnipräsente Angst in der modernen Welt.

Als sich der Sicherheitsbeamte Ethan Kopek (Taron Egerton) einen Miniaturkopfhörer ins Ohr steckt, ahnt er nicht, dass er Opfer eines offenbar von langer Hand geplanten Erpressungsversuchs wird. *Foto: Netflix*

Ist alles erlaubt, um geliebte Menschen zu schützen?

In der Welt von „Carry-On“ werden die Feiertage nicht nur von Freude, sondern auch von Gefahr und Chaos geprägt. Ethan erkennt, dass es in der Realität oft keine einfachen Lösungen gibt, und dass wahre Helden nicht immer den allgemeinen Erwartungen entsprechen.

Collet-Serras Film bleibt als unterhaltsame Erfahrung in Erinnerung – ein Actionthriller, der das Chaos der Weihnachtszeit thematisiert, und gleichzeitig die Frage aufwirft, wie weit man gehen würde, um geliebte Menschen zu schützen.

Letztendlich ist „Carry-On“ ein solider Actionthriller, der jedoch die hohen Erwartungen an das Genre nicht ganz erfüllt. Trotzdem bietet der Film eine ansprechende Mischung aus Spannung und Unterhaltung. Der ständige Druck, der auf Ethan lastet, und die drohende Gefahr, die von dem namenlosen Erpresser ausgeht, machen den Film so oder so zu einem fesselnden Erlebnis.

Ein Albtraum vom Lande

Der Roman „Brennende Felder“ des österreichischen Ausnahmeautors Reinhard Kaiser-Mühlecker spielt in einem ländlichen Umfeld, dessen Fassade idyllisch glänzt, hinter der aber das Böse lauert VON PATRICK PETERS

Von wegen Dorfidylle! In Reinhard Kaiser-Mühleckers Romanen tun sich gerade auf dem Lande dunkle Abgründe auf. *Foto: Imago / photothek*

Wer heute an die literarische Gattung der Dorfgeschichte denkt, dem fallen vielleicht Namen ein wie Ludwig Thoma, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller oder auch Oskar Maria Graf, die den ländlich-bäuerlichen Lebensraum und Geschehnisse des dörflichen Alltagslebens schildern. Oder aber er denkt einfach an eine biedermeierlich-betuliche dörfliche Romantik, an junge Bäuerinnen beim Tanz in bunten, fliegenden Röcken, er denkt an gottesfürchtige Alte in ihrer Stube aus schwerem Holz.

Der 1982 geborene und auf einem Gehöft in Oberösterreich aufgewachsene Reinhard Kaiser-Mühlecker geht in seinem Roman „Brennende Felder“ einen ganz anderen Weg. Der Text bildet den Abschluss seiner Trilogie über die Bauernfamilie Fischer aus einem fiktiven Dorf namens Rosental nahe Wels; eine Gegend, die der Autor als seine Heimat kennt. Die Vorgängerromane „Fremde Seele, dunkler Wald“ (2016) und „Wilderer“ (2022) thematisieren jeweils andere Herausforderungen der Familie, bei der nichts „normal“ ist: nicht die Herkunft des Wohlstands, nicht die Beziehung der Eltern zueinander und zu den Kindern Alexander, Jakob und Luisa, nicht die Beziehung der Geschwister untereinander.

In „Brennende Felder“ gerät das Leben der Protagonistin Luisa Fischer ins Wanken, als eine unerwartete Offenbarung ihre Vorstellung von Familie erschüttert. Familienoberhaupt Bert ist nicht ihr biologischer Vater. Getrieben von einer wachsenden Unruhe verlässt sie ihre vertraute Umgebung und begibt sich auf eine rastlose Suche nach Zugehörigkeit und Sinn. Jahre später findet sie sich in Hamburg wieder, wo eine überraschende Begegnung mit ihrem Stiefvater alte Fragen neu aufwirft. Schließlich führt sie ihr Weg zurück in die Heimat, doch die Schatten der Vergangenheit lassen sich nicht so leicht abschütteln. Während sich alte und neue Beziehungen in komplexen Mustern verweben, sucht Luisa nach einem Ausdruck für ihre Erlebnisse – und beginnt zu schreiben.

Luisa ist eine schwierige Persönlichkeit, die beim Leser widersprüchliche Gefühle hervorruft. Einerseits möchte man sie sie bedauern, die junge Frau, der die Mutter am 15. Geburtstag mitteilt, sie habe im Haus der Familie „gar nichts verloren, sei eigentlich nicht einmal Teil dieser ‚verfluchten Familie‘, weil Bert gar nicht ihr wirklicher Vater und sie ein ‚Rauschkind‘ sei, das Produkt einer schnellen Nummer zweier Betrunkener auf einem Maskenball beziehungsweise dem Parkplatz hinter dem Ballsaal“. Andererseits zeigt sie als Erwachsene ähnliche Muster. Luisa ist bindungsunfähig, unstet, zeugt mit zwei Männern zwei Kinder, die sie schnell wieder verlässt und für die sie nur gelegentliche sentimentale Gefühlsregungen aufbringen kann; sogar während der Beziehung zu ihrem Stiefvater sucht sie den Zuspruch anderer Männer. Dies macht es schwierig, Luisa, trotz ihres Lebensschicksals, auf Dauer echte Sympathie entgegenzubringen.

Reinhard Kaiser-Mühlecker studierte in Wien und betreibt Landwirtschaft. Für sein literarisches Werk wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter mit dem Bayerischen Buchpreis für seinen Roman „Wilderer“ und dem Österreichischen Buchpreis für „Brennende Felder“. Sein Anspruch als Autor lautet: „Ich sehe es als eine Art Verpflichtung an, die Welt, die ich kenne, erfahrbar zu machen – einem, der sie nicht kennt.“

Wenn das so ist, wenn dies die Lebenswirklichkeit im ländlichen Österreich ist, möchte man diese Welt, die von außen so idyllisch wirkt, aber gar nicht näher kennenlernen. Denn weder „Brennende Felder“ noch die Vorgänger „Fremde Seele, dunkler Wald“ und „Wilderer“ haben auch nur einen Hauch von Dorfromantik.

Vielleicht ist dies auch der Grund, warum der Autor seinen Lesern schon in Erzählweise und formaler Gestaltung die Lektüre nicht immer einfach macht. Kaiser-Mühlecker geht sparsam mit direkter Rede um und setzt dafür stark auf die Form des inneren Monologs, um Luisas Gedanken und Gefühle offenzulegen – und er verpackt viele wichtige Informationen in beiläufigen, kleinen Sätzen, sodass man immer wieder zurückblättert, weil man einmal mehr etwas nicht mitbekommen oder schon wieder als vermeintliche Nebensächlichkeit vergessen hat.

Man sollte „Brennende Felder“ am besten als Abschluss der Trilogie lesen, um alle Bezüge der familiären Konstellation zu verstehen. Und vor allem braucht man Zeit und gute Nerven für den Albtraum vom Leben auf dem Lande, aus dem man schnell erwachen möchte.

Reinhard Kaiser-Mühlecker: Brennende Felder, Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 368 Seiten, Hardcover, EUR 25,–

Netzwerk ohne Transzendenz

Yuval Noah Hararis Geschichte der Informationsnetzwerke gibt zwar wenig Antworten, stellt aber bedenkenswerte Fragen VON SEBASTIAN SIGLER

Yuval Noah Harari ist ein gefeierter Historiker dieser Tage, bei der Frankfurter Buchmesse 2024 wurde er als Stargast gefeiert, und nun wagt er sich an den Netzwerkgedanken, der so alt ist wie die denkende Menschheit. Mit „Nexus“ legt Harari ein Buch vor, das die „Information an sich“, ihre sich stets wandelnde Bedeutung und ihre immer neue Weitergabe beleuchtet. Die Darstellung und Reflexion dieser in Zeiten von „Künstlicher Intelligenz“ explosiven Entwicklung ist zweifelsohne ein Desiderat.

Fulminant ist der Einstieg. Gekonnt, fast spielerisch jongliert Harari mit den Begrifflichkeiten der Philosophie. „Was ist Information?“ Diese Frage führt sofort weiter: „Was ist Wahrheit?“ Die Antwort ist nicht eindeutig – sogar beim Evangelisten Johannes, der in seinem 18. Kapitel den Pilatus fragen lässt, was Wahrheit sei, bleibt diese Frage offen. Jesus von Nazareth, des Hochverrats angeklagt, dem der Statthalter Roms diese Frage stellt, schweigt. Und so, wie dem Bibelleser die Erkenntnis kommt, dass Pilatus hier unversehens vom Ankläger zum Ratsuchenden wird, merkt der Leser, dass eine Menge dran ist an Hararis Fragestellung.

Dieses Buch legt man so schnell nicht weg – mehr wegen der aufgeworfenen Fragen, weniger wegen der Antworten. Wer an biblischen Themen interessiert ist, dem sei das vierte Kapitel in Teil 1 ausdrücklich empfohlen. Neu daran ist, dass die Eigenschaften eines sich wandelnden Netzwerkes auf den Komplex der jüdisch-christlichen Glaubenswelt angewandt werden. So innovativ und objektiv wurde dieses Thema selten behandelt. Das mag natürlich daran liegen, dass der Autor vor dem Hintergrund des talmudisch geschulten Judentums schreibt. Das tut der Darstellung indessen keinen Abbruch, sondern stützt sie. Nicht weniger spannend ist das Folgekapitel, in dem es um die Demokratie und ihre Grenzen geht. Harari wirft die Frage auf, ob sich der Wettstreit um die Hoheit über das Gut „Information“ auch in Zukunft zwischen konkurrierenden Systemen abspielt. Oder ob nicht vielmehr alle menschlichen Akteure miteinander gezwungen sind, mit überbordender künstlicher Intelligenz in Wettstreit zu treten.

Harari geht in diesem Buch von einer Einzigartigkeit des Menschen aus – allein schon deswegen, weil er in der Lage sei, Informationsnetzwerke zu bilden. Das ist trügerisch – ein Blick in Richtung einer Elefantenherde oder auch zu den Walen in den Weltmeeren genügt. Und zukünftige künstliche Intelligenzen wären hier auch zu bedenken.

Wäre es da nicht sinnvoller gewesen, danach zu fragen, wie sich die Inhalte dieser Netzwerke unterscheiden? Dann müsste auch von Kultur, Religion und Transzendenz die Rede sein. Doch dieses Buch soll abstrakt bleiben, weil der Autor offenbar das Feld ausloten möchte, auf dem sich die künstliche Intelligenz kommender Tage bewegen wird. Über die neuen Netzwerke prognostiziert Harari: „Das neue Computernetzwerk wird also nicht zwangsläufig gut oder schlecht sein. Mit Sicherheit wissen wir lediglich, dass es andersartig und fehlbar sein wird.“

Klare Antworten gibt es in diesem Buch also nicht. Eine Annäherung daran, was Information und was ein Netzwerk eigentlich ist, liefert Harari trotzdem. Ein Buch zu schreiben, das keine Antwort liefert und trotzdem Relevanz entfaltet, ist mutig. Doch das gelingt Harari und ist gerade die Stärke dieses zum eigenen Denken anregenden Buches.

Bedauerlich ist dagegen, dass immer wieder Textpassagen mit Floskeln beginnen oder enden. „Der Mensch hat die Wahl“ – eine Zwischenüberschrift, die kaum zum Lesen einlädt, und dennoch lohnt die an diese Plattitüde anschließende Passage zur realen Machtpolitik, die sich in Bezug auf intelligente Netzwerke und KI stark verändert, ganz besonders. Doch dann kommt wieder einer dieser Sätze: „Das einzige Konstante in der Geschichte ist der Wandel“ – das hätte uns Harari nicht ins Stammbuch schreiben müssen. Trotzdem bleibt das Fazit positiv. Harari wird seinem Ruf als Autor zeitgemäßer, großer Werke zu den weltbewegenden Themen heutiger Tage einmal mehr gerecht.

Yuval Noah Harari: Nexus: Eine kurze Geschichte der Informationsnetzwerke von der Steinzeit bis zur künstlichen Intelligenz, übersetzt von Jürgen Neubauer und Andreas Wirthensohn, München: Penguin, 2024, gebunden, 656 Seiten, EUR 28,–

FAMILIENPOLITIK Welche Maßnahmen schlagen die aktuellen Oppositionsparteien vor? S.26

Foto: IMAGO/Christian Ditsch

„Wünsch-Dir-was-Jura“

So verlief die Öffentliche Anhörung im Rechtsausschuss des Bundestags zur Neuregelung des § 218 StGB

VON STEFAN REHDER

Sechs zu fünf. Derart scheinbar knapp lautete am Ende das Ergebnis der Öffentlichen Anhörung von elf Sachverständigen, die der Rechtsausschuss des Deutschen Bundestags am Montagabend in Berlin zum „Entwurf eines Gesetzes zur Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchs“ (Bundestagsdrucksache 20/13775) veranstaltet hatte. Sechs Sachverständige empfahlen dem Gesetzgeber den Gesetzesentwurf zur Zweiten und Dritten Lesung ins Plenum zurückzuüberweisen und dort zur Abstimmung zu stellen. Fünf Sachverständige empfahlen hingegen, den von 327 Abgeordneten in den Bundestag eingebrachten und in Erster Lesung beratenen Gesetzesentwurf wegen gravierender Mängel nicht weiter zu verfolgen.

In Wirklichkeit kann jedoch von einer hauchdünnen Entscheidung nur numerisch eine Rede sei. Denn wer die über mehr als drei Stunden dauernde Anhörung, die ab sofort auch in der Mediathek des Bundestags abgerufen werden kann, verfolgen konnte, wurde Zeuge eines wahrhaft seltenen Schauspiels. Kaum einmal zuvor haben die zahlenmäßig unterlegenen Sachverständige einen Gesetzesentwurf in einer Öffentlichen Anhörung derart vernichtend zerlegt, wie den von einer Gruppe um die Abgeordneten Carmen Wegge (SPD) und Ulle Schauws (Bündnis 90/Die Grünen) initiierten Gesetzesentwurf zu Beginn dieser Woche.

Dass dies so gelingen konnte, lag außer an dem „corpus delicti“, das treffend auch schon als „Wünsch-Dir-was-Jura“ verspottet worden war, vor allem an vier Experten, die sich offensichtlich nicht nur eingehend mit dem Gesetzesentwurf selbst, sondern geradezu akribisch auch mit sämtlichen Quellen, auf die sich dessen Verfasser und Verfechter berufen, beschäftigt hatten und die mit Ausnahme der Kölner Strafrechtlerin Frauke Rostalski, die von der FDP-Fraktion geladen worden war, allesamt von der Unionsfraktion als Sachverständige bestellt worden waren.

Aber der Reihe nach. Üblicherweise erhalten alle Sachverständigen in alphabetischer Reihenfolge zu Beginn einer Öffentlichen Anhörung Gelegenheit zu einem Eingangsstatement. Daran schließen sich eine oder mehrere Fragenrunden an, bei denen die Ausschussmitglieder der im Bundestag vertretenen Fraktionen in aller Regel nur die von ihnen selbst geladenen Sachverständigen befragen, um diesen so die Möglichkeit zu geben, die von ihnen vertretene Position weiter zu erläutern und zu vertiefen. Weil die Abgeordneten bei solchen Anhörungen nur wenig dem Zufall überlassen, kennen die Sachverständigen die Fragen oft vorher, was für Beobachter immer dann augenscheinlich wird, wenn diese Ihre Antworten vom Blatt oder aus dem mitgebrachten Laptop ablesen, wie das auch Montag häufiger der Fall war. Richtig verstanden wird das erst von dem, der weiß, dass bei solchen Anhörungen ein überaus strenges Zeitmanagement gepflegt wird, über dessen Einhaltung der oder die Ausschussvorsitzende meist unnachgiebig wacht. So auch am Montag. Für die Eingangsstatements standen den Sachverständigen jeweils vier Minuten zur Verfügung, für die Beantwortung einer Frage nur zwei. Statt Spontanität ist also Präzision gefragt.

Den Anfang bei den Eingangsstatements machte der von der AfD geladene Sachverständige Kristijan Aufiero, Geschäftsführer der 1000plus-Profemina gGmbH, die Aufiero zufolge „in den vergangenen Jahrzehnten“ mehr als „700.000 Frauen“ beraten habe. Eine „selbstbestimmte und freie Entscheidung“ ermöglichten ihnen „ehrliche, lebensbejahende Beratung und ganz konkrete direkte Hilfen“ und „nicht die Legalisierung der Abtreibung oder die Kostenübernahme durch eine Krankenkasse“. Zudem sei „die uneingeschränkte Achtung vor jedem menschlichen Leben, egal in welchem Stadium seiner Existenz, das Fundament unserer freiheitlichen Demokratie, unseres Rechtsstaats und unseres Sozialstaats“. All das baue „auf der Überzeugung und der Einsicht auf, dass jeder Mensch über die gleiche unveräußerliche Würde verfügt und dass das Leben jedes Menschen kostbar und unantastbar“ sei. Erklärten wir „die Zerstörung eines Menschenlebens zu Recht“, zerstörten wir zugleich „das Fundament, auf dem Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie aufgebaut“ seien. Die Folgen wären „verheerend“. „Nicht nur für die Kinder, die nicht zur Welt“ kämen, sondern auch „für unsere Gesellschaft als Ganzes, insbesondere für jene, die schwach und wehrlos sind“, warnte Aufiero.

Alicia Baier, die den Verein „Doctor‘s pro Choice Germany e.V.“ vertrat, der ihren Angaben zufolge „fast 300 Mitglieder“ zähle, von denen die meisten Abtreibungen durchführten, beklagte in ihrem Statement, dass der „Schwangerschaftsabbruch“, also die vorgeburtliche Tötung eines Kindes, „als einziger medizinischer Eingriff“ im „Strafgesetzbuch geregelt“ sei, was ihn „von sonstigen ärztlichen Eingriffen“ abgrenze. Baier: „Selbst wenn die Schwangere alle rechtlichen Vorgaben erfüllt hat, begehen wir eine rechtswidrige Tat.“ Dadurch erfahre „unsere Tätigkeit eine staatlich geförderte Herabwürdigung“, wo diese, so Baier weiter, „doch angesichts des Versorgungsmangels viel eher einer gesellschaftlichen Wertschätzung“ bedürfe. Zudem sei „vielfach wissenschaftlich belegt, dass die Legalisierung von Abbrüchen und der Verzicht auf Hürden wie Pflichtberatung und Wartefrist die Gesundheit der Betroffenen“ verbesserten und „Abbrüche hierdurch nicht häufiger“, sondern lediglich „früher“ stattfänden.

Eine Überraschung und eines der Highlights war der Auftritt des von der Union als Sachverständiger geladenen Charité-Gynäkologen Matthias David. Der Professor, der auch Koordinator für die aktuelle Leitlinie der „Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe“ (DGGG) zum Schwangerschaftsabbruch ist, begann sein Statement mit den Worten: „Ich führe Schwangerschaftsabbrüche durch. Ich wirke an Schwangerschaftsabbrüchen mit. Und ich bilde junge Kolleginnen und Kollegen im Schwangerschaftsabbruch aus. Darauf bin ich nicht stolz. Aber der Wunsch der Schwangeren ist zu akzeptieren und umzusetzen.“ Gleichwohl handele es sich beim „Schwangerschaftsabbruch“ nicht „um irgendeine Maßnahme“, sondern um eine „Operation, die mit keiner anderen ärztlichen Handlung vergleichbar“ sei. Denn „mit dem auf Wunsch ungewollt Schwangerer, medikamentös oder operativ durchgeführten Schwangerschaftsabbruch“ würden „in den allermeisten Fällen gesunde Frauen behandelt und gesunde Embryos beseitigt“.

Entschieden widersprach David dem auch in der Anhörung mehrfach bemühten Narrativ, in Deutschland verschlechtere sich die „Versorgungssituation“ abtreibungswilliger Schwangerer: „Es gibt eine bedarfsgerechte, flächendeckende, gut erreichbare, sichere medizinische Versorgung in Deutschland. Wir haben zahlreiche Untersuchungen im Bereich der Versorgungsforschung durchgeführt und keine Hinweise auf eine Verschlechterung oder Veränderungen in der Arzt- oder Ärztinnenanzahl festgestellt.“ Stattdessen sei das Gegenteil sei der Fall. „In letzten zehn Jahren“ habe es „im Bereich der niedergelassenen Frauenärztinnen und Frauenärzte eine Zunahme von neun Prozent“ gegeben. Auch nähme „die Häufigkeit medikamentös durchgeführter Schwangerschaftsabbrüche zu“, was dazu führe, dass „die Notwendigkeit von stationär durchgeführten oder gar operativ durchgeführten“ Abtreibungen zurückgehe. Auch in der „Aus- und Weiterbildung“ gäbe es „keine Lücke zu verzeichnen“.

Die Potsdamer Staatsrechtlerin Frauke Brosius-Gersdorf, Mitglied der von der Ampelregierung berufenen Kommission für reproduktive Gesundheit und Fortpflanzungsmedizin, verteidigte den Gesetzesentwurf als „grundrechtskonform“. Obwohl es „gute Gründe“ dafür gäbe, dass die „Menschenwürdegarantie erst ab Geburt“ gelte, würde diese bei einer Abtreibung ohnehin „regelhaft nicht verletzt“, weil „das Embryo“ nicht „zum Objekt staatlichen Handelns herabgewürdigt“ werde, was hier der Maßstab sei. Auch käme in der Abwägung der Grundrechte der Schwangeren mit dem pränatalen Lebensrecht des Embryos Ersterem „ein starkes Gewicht“ zu. Das kehre sich erst im weiteren Verlauf der Schwangerschaft um.

Dem hielt jedoch der Augsburger Strafrechtler Michael Kubiciel entgegen, der Entwurf basiere „auf einer unzutreffenden Tatsachengrundlage“ und einer „teils unzutreffenden Darstellung der Rechtslage“. Er widerspräche der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts und sei auch mit dem verfassungsrechtlich gebotenen „vorgeburtlichen Grundrechtschutzes nicht vereinbar.“

Der Bonner Arbeitsrechtler Gregor Thüsing, der auch Mitglied des Deutschen Ethikrats ist, nannte den Gesetzesentwurf „juristisch radikal“ und dazu angetan, eine „Brandmauer des Lebensschutzes“ einzureißen. Anders als das Bundesverfassungsgericht, demzufolge auch schon dem Embryo Menschenwürde zukomme, hielten die Verfasser des Gesetzesentwurfs dies für fraglich. „Falsch“ sei auch deren Behauptung, die geltende Gesetzeslage widerspräche „internationalen Vorgaben“. Empfehlungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) oder Ausschüssen der Vereinten Nationen, auf die der Gesetzesentwurf verweise, hätten „keine Verbindlichkeit für das nationale Recht“.

Die Kölner Strafrechtlerin und Rechtsphilosophin Frauke Rostalski sagte, es gäbe gar „keine Veranlassung an der geltenden Rechtlage zu rütteln“. Weder der Gesetzesentwurf noch der ihm zugrunde liegende Kommissionsbericht „lassen uns etwas Neues wissen, was die Wertungen zum Schwangerschaftsabbruch angeht. Es hat sich weder empirisch noch normativ irgendetwas geändert, das nicht bereits ausführlich durch das Bundesverfassungsgericht in dessen Entscheidungen einbezogen wurde“. Und weiter: „Ein vermeintlicher breiter gesellschaftlicher Wertewandel ist empirisch, wie so vieles, was im Entwurf behauptet wird, nicht nachgewiesen.“ Zudem sage „das Bundesverfassungsgericht selbst, dass es verfassungsrechtlich unbeachtlich wäre, sollten sich Anschauungen über die Schutzbedürftigkeit werdenden Lebens einmal ändern“. Ferner habe das Bundesverfassungsgericht ausdrücklich betont, dass bei „der Abwägung von Selbstbestimmung und Lebensschutz, der Lebensschutz Vorrang“ genieße und „dem Ungeborenen auch gegenüber der Schwangeren rechtlicher Schutz“ gebühre.

Fotos: Adobe Stock

Kinder haben ist nicht billig. Aber Geburtenmangel kommt am Ende die ganze Gesellschaft teuer zu stehen. *Foto: Imago/Zoonar*

Familien unterstützen, aber wie?

Nach einem Blick auf die familienpolitischen Ansätze der früheren Ampel-Parteien in der letzten Ausgabe folgt eine Analyse der Programme von politischen Formationen, die sich explizit zu Ehe und Familie als Grundlage der Gesellschaft bekennen

VON FRANZISKA HARTER

In der Familienpolitik und Bioethik wird deutlich, welches Bild der menschlichen Person, von Familie und Gesellschaft eine Partei vertritt. Hier leitet sich die konkrete Programmatik besonders unmittelbar aus den weltanschaulichen Grundlagen der jeweiligen politischen Strömung ab. Die ehemaligen Ampel-Parteien sehen die Familie als lebendes Labor für Fortschrittsexperimente (siehe Ausgabe vom 6. Februar, Seite 26). Ihr Familienbild basiert auf grenzenlosen Machbarkeitsfantasien (Abstammungsrecht, Fortpflanzungsmedizin), radikalem Individualismus (Selbstbestimmungsgesetz) und einem ausgehöhlten Begriff der Menschenwürde (Abbau des Lebensschutzes). Die aktuell größten Oppositionsfraktionen CDU/CSU und AfD heben sich davon mit einem expliziten Bekenntnis zu Ehe und Familie als Grundlage der Gesellschaft ab. Auch die liberal-konservative WerteUnion muss hier genannt werden, auch wenn sie lediglich in Nordrhein-Westfalen zur Bundestagswahl antritt. Die NRW-Spitzenkandidatin Sylvia Pantel saß bis 2021 für die CDU im Bundestag.

„Wir stehen zum Leitbild von Ehe und Familie", heißt es im Wahlprogramm der CDU/CSU. Die Ehe wird definiert als eine „verbindliche und auf Dauer angelegte Verbindung zweier Menschen". Dass damit „alternative Lebensentwürfe" bewusst nicht ausgeschlossen werden, ist pragmatisch, trägt der politischen und sozialen Realität von sogenannten Regenbogenfamilien Rechnung und anerkennt die fraglose Tatsache, dass auch Kinder, die in homosexuellen Beziehungen aufwachsen, die gleichen Ansprüche gegenüber der Politik haben wie Kinder aus heterosexuellen Beziehungen. Ein Kompromiss, der jedoch geflissentlich ignoriert, dass die Ehe gerade deswegen vom Grundgesetz geschützt wird, weil in ihr Kinder großgezogen werden. Wer alle Ehen gleichsetzt, kommt eigentlich auch nicht darum herum, anzuerkennen, dass sich Menschen auf alle möglichen Weisen Kinder beschaffen können. Und gerade hier schweigt das Programm der Christdemokraten: Themen wie Abstammungsrecht, Fortpflanzungsmedizin und Leihmutterschaft werden schlicht nicht angesprochen.

Dafür bekennen sich die Schwesterparteien zum Paragrafen 218 als einem „mühsam gefundenen gesellschaftlichen Kompromiss", der „das Selbstbestimmungsrecht der Frau und den Schutz des ungeborenen Kindes berücksichtigt". Ob die Aufhebung des Werbeverbots für Abtreibung wieder rückgängig gemacht werden soll und wie die CDU/CSU zu Bannmeilen um Abtreibungskliniken steht, erfährt man nicht. Dafür wollen die Christdemokraten das Selbstbestimmungsgesetz wieder abschaffen und Minderjährige vor operativen Eingriffen zur Geschlechtsumwandlung schützen. Die Sexualpädagogik der Vielfalt, die an deutschen Schulen nahezu flächendeckend die unwissenschaftliche Theorie von der Vielzahl der Geschlechter verbreitet, findet hingegen keine Erwähnung. Immerhin scheint Kanzlerkandidat Friedrich Merz in dieser Frage eindeutig Position zu beziehen. Im Fernsehduell mit Kanzler Scholz antwortete er auf die Frage, was er von Donald Trumps Entscheidung halte, nur noch zwei Geschlechter durch die US-Administration anerkennen zu lassen: „Das ist eine Entscheidung, die ich nachvollziehen kann."

Ausgangspunkt der familienpolitischen Überlegungen der AfD ist die demografische Frage. Mit Sorge beobachtet die Partei die seit Jahrzehnten sinkende Geburtenrate und möchte mit einer „aktivierenden Familienpolitik" für eine demografische Wende sorgen, „die nicht nur das individuelle Glück der Eltern, sondern auch unsere Kulturweitergabe sicherstellt und die Sozialsysteme stabilisiert". Inhaltlich kann die Partei zumindest bei familienpolitischen und bioethischen Themen aus christlicher Sicht punkten. Die Familienpolitik der AfD orientiert sich am „Bild der Familie aus Vater, Mutter und Kindern", lehnt die Genderideologie ab, sieht aber auch Unterstützung für Alleinerziehende und Patchworkfamilien vor. Eine Gefährdung von Familien sieht die AfD durch „Trans-Gender-Hype, Frühsexualisierung und ein als Kinderrechte-Aufklärung getarntes Ausspielen der Jugendlichen und Kinder gegen ihre Eltern". Dementsprechend klar lehnt die Partei das Selbstbestimmungsgesetz und die Sexualpädagogik der Vielfalt ab. Stattdessen sollen Kinder „in der Schule zu Ehe, Partnerschaft und Familienzusammenhalt unterrichtet werden, um später stabile Familien gründen zu können".

Den Paragrafen 218 stellt die AfD in Frage, wenn sie erklärt, Abtreibung müsse eine absolute Ausnahme bleiben: „Bei jährlich etwa 100 000 (davon nur 3 000 aufgrund kriminologischer und medizinischer Indikation) gemeldeten Abtreibungen in Deutschland ist weder das Lebensrecht der Kinder ausreichend geschützt, noch kann davon ausgegangen werden, dass die Schwangeren hinreichend über schwere Abtreibungsfolgen und über Hilfsangebote aufgeklärt wurden." Die Partei setzt sich für die Gewissensfreiheit von Ärzten ein, die keine Abtreibungen durchführen wollen, möchte zu einem Werbeverbot für Abtreibungen zurückkehren und lehnt Leihmutterschaft als Form von Kinderhandel ab.

Wahlfreiheit, Familiensplitting, Lastenausgleich

Sucht man nach weltanschaulichen Lücken, darf man angesichts des im AfD-Wahlprogramm verwendeten Vokabulars nach den Beweggründen für die familienpolitischen Positionen allenfalls fragen: Geht es hier in erster Linie um Wohl und Würde des Menschen oder doch mehr um den Erhalt des Staatsvolks und die Kulturweitergabe? Das eine sollte nicht gegen das andere ausgespielt werden.

Weltanschaulich eindeutig christlich positioniert sich die WerteUnion, die ihre Familienpolitik auf dem expliziten Bekenntnis zur „unantastbaren Würde des Menschen" und dem „Wert jedes menschlichen Lebens in allen Lebensphasen bis zum natürlichen Lebensende" aufbaut. Für die junge Partei, die sich als Alternative zur CDU/CSU, FDP und AfD sieht, sind Familie und „Ehe zwischen Mann und Frau ein starkes und nachhaltiges Leitbild, aber die individuelle Freiheit anderer Vorstellungen und Realitäten in Bezug auf Geschlecht und Beziehungen erkennen wir ausdrücklich an". Die Partei lehnt das Selbstbestimmungsgesetz ebenso ab wie Geschlechts-OPs und Pubertätsblocker für Minderjährige, die Sexualpädagogik der Vielfalt und Genderideologie. Sie will das Werbeverbot für Abtreibungen wiedereinsetzen und spricht sich gegen Leihmutterschaft aus. Auch für die WerteUnion ist die demografische Entwicklung alarmierend: „Denn der Geburtenmangel von heute ist der Fachkräftemangel von morgen."

Wie sehen nun die praktischen Vorschläge der einzelnen Parteien in Bezug auf die Familie aus? Die CDU/CSU will das Ehegattensplitting, welches die Grünen abschaffen wollen, „erhalten und dahingehend erweitern, dass die besonderen Belastungen von Familien mit Kindern besser ausgeglichen werden können", teilt die CDU auf Anfrage mit. Auch sollen der Kinderfreibetrag und das Kindergeld angehoben und Letzteres künftig nach der Geburt automatisch ausgezahlt werden. Statt einer Kindergrundsicherung zielt die CDU/CSU ein digitales Portal für alle Familienleistungen an, über das Familien alle Leistungen leichter erhalten sollen. In ihrem Wahlprogramm setzen die Schwesterparteien in Bezug auf die Kinderbetreuung vor allem auf den Kita-Ausbau, wollen aber auch die steuerliche Absetzbarkeit von Kinderbetreuungskosten verbessern. Der Wahlfreiheit bei der Kinderbetreuung will die Partei damit Genüge getan haben: „Wenn ein Elternteil zuhause bleibt, um sich ganz der Kindererziehung zu widmen, profitiert die Familie von zahlreichen steuerlichen Vorteilen, wie etwa dem Ehegattensplitting oder auch der Anhebung der Kinderfreibeträge. Mit dem Elterngeld als zeitlich befristete Entgeltersatzleistung wurde ein Schonraum für Familien geschaffen, sich in den ersten Lebensmonaten des Kindes finanziell abgesichert ganz der Kindererziehung widmen zu können", heißt es in der Antwort an die „Tagespost". Zur Unterstützung der Altersvorsorge will die CDU/CSU eine Frühstart-Rente einführen. Schaffung von bezahlbarem Wohnraum für junge Familien steht ebenfalls auf dem Programm.

Als Gründe für den Einbruch der Geburten identifiziert die AfD unter anderem eine Abwertung von Familienmodellen, bei denen ein Elternteil sich ganz um die Kindererziehung kümmert, eine schwere Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie „kinderbezogene Mehrkosten für Wohnraum, Versorgung und Ausbildung, die bei der Bemessung von Steuern und Sozialversicherungen nur minimal ausgeglichen werden". Neben dem Ausbau des Ehegattensplittings hin zum Familiensplitting setzt sich die Partei daher vor allem für die Herstellung von Lastengerechtigkeit für Eltern in den Sozialversicherungssystemen und für eine echte Wahlfreiheit bei der Kinderbetreuung ein. Letzteres soll durch ein Betreuungsgehalt für Eltern bis zum dritten Geburtstag des Kindes garantiert werden. Gleichzeitig fordert die Partei ausreichend Kindergarten- und Kitaplätze mit Vorrang für Familien, in denen beide Eltern arbeiten und für arbeitende Alleinerziehende. Zur Herstellung der Lastengerechtigkeit soll bei der Geburt jedes Kindes außerdem eine Rückzahlung von 20 000 Euro an Rentenbeiträgen oder eine entsprechende Freistellung von künftigen Zahlungen erfolgen.

Beim Thema Lastenausgleich und häusliche Kinderbetreuung sticht die Kleinpartei Ökologisch-Demokratische Partei Deutschlands positiv hervor, die in Bayern, Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz zur Bundestagswahl antritt. Die Benachteiligung der Erziehungsarbeit bei den Rentenansprüchen destabilisiere sowohl Familien als auch das Sozialsystem und fördere Familienarmut. Daher fordert die ÖDP unter anderem die „Anerkennung der elterlichen Erziehungsarbeit durch einen Lohn, weil die Erziehung von Kindern heute der sozialen Sicherung der ganzen Gesellschaft dient und nicht nur der sozialen Absicherung der eigenen Eltern, wie das zuvor der Fall war" und eine „Wahlfreiheit für Eltern, ob sie das Geld für die Kinderbetreuung als Lohn betrachten oder damit eine Fremdbetreuung ihrer Wahl finanzieren, statt einseitiger staatlicher Finanzierung von Kinderkrippen".

Das Leben geht weiter

Am 15. Februar ist der Internationale Kinderkrebstag. In Deutschland sind jährlich 2 000 bis 3 000 Kinder und Jugendliche von einer Krebsdiagnose betroffen. Psychologen bieten Unterstützung an. Ärzte erläutern verschiedene Therapieansätze. Andere betroffene Eltern spenden Trost – oder wecken Ängste. Allmählich wird deutlich, wie es weitergehen könnte, welche Entscheidungen anstehen und wer den Heilungsprozess begleiten kann

VON ANDREAS BOUEKE

Im Westdeutschen Protonenzentrum (WPE) werden kleine Patienten nach einer mehrwöchigen Bestrahlungsbehandlung meist mit einem Geschenk verabschiedet. *Foto: Andreas Boueke*

An seinem dritten Geburtstag sitzt der kleine Leonard neben seinem Vater in der Wartehalle des Westdeutschen Protonentherapiezentrums in Essen. Leonard hat Krebs. Sein Vater, Gabriel Ilie, erinnert sich noch gut an den ersten Schock: "Mein Sohn war sehr schwach auf den Beinen. Manchmal ist er einfach umgekippt. Verschiedene Ärzte haben ihn untersucht. Dann wurde eine Tomographie von seinem Kopf gemacht. Drei Stunden später erfuhren wir, dass unser anderthalb Jahre alter Junge einen mandarinengroßen Tumor am Kleinhirn hat."

Im Durchschnitt entwickeln zwei von tausend Kindern einen Tumor oder eine Leukämie. „Man ist natürlich schockiert", sagt Gabriel Ilie. „Man stellt sich vor, wie ein Arzt sagt: ‚Es tut mir leid. Sie haben noch zwei Jahre mit ihrem Sohn. Machen sie das Beste draus.'"

In Deutschland erhalten jährlich zwischen 2 000 und 3 000 Kinder und Jugendliche eine Krebsdiagnose. Dank medizinischer Fortschritte sind die Heilungschancen in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Heute können etwa achtzig Prozent der Betroffenen erfolgreich behandelt werden. Trotzdem denken viele Menschen bei dem Wort Krebs noch immer zuerst an Leiden und Tod. „Ich bin erst mal zusammengesackt", erinnert sich Gabriel Ilie. „Aber nach einer Weile habe ich tief durchgeatmet und mir gesagt: ‚Jetzt musst Du funktionieren.' Ich habe nicht nach links und rechts geschaut, sondern immer den Heilungsprozess im Auge behalten."

Der selbstständige Gastronom Ilie lebt mit seiner Familie in München. Doch er musste sich deutschlandweit umschauen, um die besten Behandlungsmöglichkeiten für seinen Sohn zu finden. Der erste Eingriff fand im Universitätsklinikum Würzburg statt. In einer siebzehnstündigen Operation konnte der Tumor zunächst erfolgreich entfernt werden. Doch ein Jahr später entdeckten die Ärzte Metastasen in Leonards Kopf und Rückenmark und rieten diesmal zu einer Kombination aus Strahlen- und Chemotherapie.

80 Prozent der Betroffenen überleben

Krankenkassen in Deutschland sind verpflichtet, Kindern eine bedarfsgerechte Versorgung zu ermöglichen. Meist tun sie das mit einem höheren Maß an Unterstützung und Flexibilität als bei Erwachsenen. „Ich bin einfach nur dankbar", versichert Ilie. „Als Vater eines krebskranken Kindes habe ich das Gefühl, dass ich im deutschen Gesundheitswesen aus dem Vollen schöpfen kann."

Eltern krebskranker Kinder erhalten eine Fülle medizinischer Informationen, die sie in ihrer emotionalen Ausnahmesituation oft nur schwer verarbeiten können. Deshalb macht ihnen das Team pädiatrischer Psychoonkologinnen des WPE ein Betreuungsangebot. Die Leiterin, Nicole Stember, beobachtet immer wieder, wie die Familien von heute auf morgen in eine ganz neue Welt katapultiert werden: „Plötzlich müssen sie mit ganz neuen Gedanken und Ängsten umgehen, denn in vielen Fällen handelt es sich ja um eine lebensbedrohliche Erkrankung."

Wird ein Tumor frühzeitig erkannt, sind die Nebenwirkungen und Langzeitfolgen der Behandlung meist geringer. Doch je weiter der Krebs fortgeschritten ist, desto belastender wird die Therapie. Die Entscheidungen der Eltern können gravierende Auswirkungen auf das gesamte Leben ihres Kindes haben. Diagnoseverfahren unterscheiden sich in ihrer Genauigkeit. Einige Therapien sind vielversprechend, aber auch besonders riskant. „Wenn wir im Bereich des Hirns bestrahlen, haben wir im Laufe der Jahre gewisse IQ-Punkt-Verluste", erläutert Nicole Stember. „Das kann zu Konzentrationsproblemen im weiteren Leben führen, oder zu einer verlangsamten Arbeitsgeschwindigkeit. Das muss den Eltern bewusst sein. Auf der anderen Seite weiß man: Es gibt keine andere Option, wenn man das Leben des Kindes retten will."

Dieser Entscheidungsdruck führt zu erheblichem Stress. „Die Reaktionen sind so bunt wie die verschiedenen Individuen", sagt Nicole Stember. „Da gibt es die absolute Verzweiflung oder ein Gefühl der Surrealität. Man kann gar nicht glauben, dass man selbst betroffen ist. Oft geht es auch um spirituelle Fragen: ‚Warum hat Gott das zugelassen?' Oder es wird verdrängt: ‚Nein, das kann nicht sein. Da hat sich jemand vertan. Da wurden Bilder vertauscht.'"

Besondere Herausforderungen ergeben sich auch im Umgang mit Jugendlichen, die schon über ihre Zukunft nachdenken können. Ein solcher junger Mensch ist Finn, 17 Jahre alt. Vor vier Jahren wurde das erste Mal Krebs in seinem Kopf entdeckt. „Das war schlimm", erinnert sich der schlanke Junge mit bleichen Wangen. „Ich wurde aus meinem normalen Leben gerissen und plötzlich war alles anders. Ich musste zu Hause bleiben, war traurig und habe mich gefragt: Warum ich? Andere Leute, die sich drei Schachteln Zigaretten am Tag reinhauen, werden doch auch nicht krank. Es war schlimm, meine Eltern so traurig zu sehen."

Aus dem Kranken wurde ein Kämpfer

Als Finns Mutter von der Erkrankung erfuhr, war ihre erste Frage: „Wie lange habe ich noch mit meinem Kind?" Die Familie ist genetisch vorbelastet. Die Mutter von Finns Vater starb an einem Hirntumor, als er noch ein Kind war. Der Weg, den Eltern krebskranker Kinder gehen müssen, ist nicht gradlinig. Jede Untersuchung kann neue Überraschungen bringen. „Am Anfang hieß es: ‚Bei dem Finn machen wir nur eine kleine Chemotherapie.' Aber daraus wurden dann vier starke Zyklen, plus Hochdosis-Chemotherapie, plus Bestrahlung."

Finns Mutter erinnert sich mit Schaudern daran, wie die Ärzte nach der ersten Operation gesagt haben, Finn sei wochenlang in akuter Lebensgefahr gewesen. „Ich habe das damals nicht gemerkt. Auch sein Arzt hat abgewiegelt, alles sei in Ordnung. Aber ein anderer Arzt hat darauf bestanden, dass wir ein MRT vom Kopf machen. Deshalb lebt Finn heute noch."

Doch seit Beginn der Odyssee ihrer Familie hat Finns Mutter auch positive Aspekte dieser Erfahrung entdeckt: „Der Finn ist heute so wie er ist, weil er sich aufraffen musste. Er ist ein Kämpfer geworden. Er weiß, was er will und hat sein Leben mittlerweile gut im Griff. Das macht mich unheimlich stolz. Er möchte Physiotherapeut für krebskranke Kinder werden."

SEX & SOUL

Ist in der ehelichen Sexualität „alles erlaubt" oder gibt es auch dort Grenzen?

Und wenn ja, welche? Sexuelles „free play" im Lichte der Theologie des Leibes

VON MARKUS HOFFMANN

Markus Hoffmann ist Entwicklungspsychologe, Sexualberater und praktischer Theologe. Er leitet den Studiengang entwicklungssensible Sexualpädagogik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Heiligenkreuz in Österreich.

Ist in einer Ehe nicht alles erlaubt, was der gegenseitigen Lust dient? So weit so harmlos die Frage eines Teilnehmers in einem Eheseminar. Bis er präzisiert: Ist die orale oder anale Stimulation nicht auch ok, solange es beide wollen? Dann: Betretenes Schweigen und das Wechseln verstohlener Blicke. Man spürt: Manche finden die Frage ungehörig, andere mutig. Ich jedenfalls finde sie mutig. Nicht, weil hier jemand die katholische Sexualmoral auf den Prüfstand stellt, sondern weil er die eigenen inneren Wünsche einer Prüfung aussetzt. Denn in einer Zeit, in der sich die Lust unter dem Zeichen von „anything goes" und „sexual consensual free play" immer weiter von der intimen Liebe entfernt, ist die Frage ehrlich und nötig. Nötig, weil Paare medial von einer unüberschaubaren Menge an Sex-Ratschlägen und Techniken überschwemmt werden. Alle versprechen gesteigerte Lust. Ehrlich, weil hier jemand Unsicherheit zeigt. Und die Unsicherheit ist angebracht. Ist doch der Leib mehr als ein Mittel zur Lust. Er spricht, so Johannes Paul II. in seiner Theologie des Leibes, eine Sprache, die eben nicht nur körperlich und begrenzt auf die Steigerung der Lust verstanden werden darf. Vielmehr muss der Leib im Licht der Wahrheit gelesen werden. Und diese Wahrheit ist: Die Offenheit jeder geschlechtlichen Vereinigung für die Weitergabe des Lebens; die ganzheitliche Selbsthingabe und Selbstlosigkeit und die Würde und der Respekt vor dem Körper.

Was aber heißt das nun für die gestellte Frage? Inwieweit ist Oral- oder Analverkehr für christliche Ehepaare ok? Die Antwort ist vielschichtig. Ich beginne mit dem Respekt vor dem Körper. Demnach ist jede Handlung, die nicht der natürlichen Struktur des Körpers entspricht und die nicht auf die Weitergabe des Lebens gerichtet ist, abzulehnen. Kurzum: Der After ist nicht für die Sexualität geschaffen. Dem stimmen auch vernünftige Mediziner zu, wenn sie auf die Gefahr von bakteriellen Infektionen, Mikrorissen und möglichen Blutungen im Bereich des Enddarms und Darmreizungen und der Provokation von Hämorrhoiden beim Analsex hinweisen.

Wie ist es aber mit Oralsex? Hier gehen die Meinungen auseinander. Ist er Bestandteil eines liebevollen Vorspiels, das auf die sexuelle Vereinigung abzielt, dann ist es ok. Andere schließen Oralsex aus gesundheitlichen Gründen aus. Denn die Mundflora und die Genitalflora entsprechen sich nicht, was Infektionen begünstigen kann.

Wie gesagt, die Antwort ist vielschichtig. Denn selbst wenn man zum Schluss kommt, dass die orale Stimulation innerhalb der Ehe ok ist, stellt sich die Frage, ob sie dem Kriterium der Selbsthingabe und Selbstlosigkeit entspricht. Oder einfacher: Folge ich beim Sex egoistischen Motiven eigener Lustgesteigerung oder habe ich das Wohl meines Partners oder meiner Partnerin im Blick? Das erschließt sich nur, wenn sich jeder Partner prüft und fragt: Ziele ich mit einer bestimmten sexuellen Praxis nur auf die Steigerung meiner eigenen Lust? Oder: Fühle ich mich durch meinen Partner benutzt oder zum Objekt degradiert? Sollte die Antwort „Ja" lauten, dann führt kein Weg am Wagnis des gemeinsamen Gesprächs vorbei. Denn jedes egoistische Motiv trägt in sich den Keim der Entzweiung. Sicher nicht gleich, aber mit der Zeit schon. Für ein solches Gespräch braucht es Mut. Von beiden Seiten. Den Mut, die eigenen sexuellen Wünsche zur Disposition zu stellen. Und den Mut, den Partner zu enttäuschen. Der Schmerz, der der Ehrlichkeit folgt, gehört zur ehelichen Liebe und darf daher auch gemeinsam ausgehalten und getragen werden. Zum Beispiel im Gebet. Denn gerade das gemeinsame Gebet, in dem sich Ehepartner Gott hinhalten, ist das größte Geheimnis der Liebeskunst. Nur auf diesem Weg kann es gelingen, dass das Sakrament der Ehe als Akt der Hingabe und wahrhaften Vereinigung zu einer Sprache der ganzen Person wird: des Leibes und der Seele.

Mit Kindern durch das Kirchenjahr

Himmlische Helfer

Der Namenspatron ist ein wichtiger Begleiter und Fürsprecher auf unserem Lebensweg. Helfen wir unseren Kindern, ihre Namenspatrone besser kennenzulernen

VON ANNA WEBER

Viele Stunden haben mein Mann und ich damit verbracht, die richtigen Namen für unsere Söhne zu finden. Und vermutlich geht es jedem so. Es soll doch irgendwie ein passender Name für das Kind sein, aber eine Bedeutung sollte er auch haben – ob das nun eine ist, die der Name selbst beinhaltet, oder weil mit dem Namen eine bekannte oder verwandte Person verbunden wird. Schnell findet man bei der Recherche in Büchern oder im Internet heraus, dass zum Beispiel mein Name – Anna – die Begnadete heißt und dass meine Namenspatronin die heilige Anna, die Mutter Marias, ist. Oft steht dabei auch noch ein Datum – der Namenstag. Spätestens beim Taufgespräch wird man gefragt, nach welchem Heiligen das Kind nun benannt werden soll und bei der Taufe selbst werden in der Heiligenlitanei die Namenspatrone des Kindes und der Familie angerufen. Aber was hat es eigentlich mit diesem Namenspatron auf sich?

Die Geschichte der Namenspatrone beginnt schon in den frühen Jahren der Christenheit. Bereits die ersten Christen benannten ihre Kinder nach Menschen, die ein Vorbild im Glauben an Jesus Christus waren. Später wurden in verschiedenen Regionen und Orden Heiligenkalender mit Gedenktagen für die Heiligen eingeführt, die im 16. Jahrhundert durch Papst Pius V. zum ersten Mal vereinheitlicht wurden. In dieser Zeit wählten Eltern den Namen ihres Kindes häufig nach dem jeweiligen Tagesheiligen aus. So ist zum Beispiel Martin Luther nach seinem Tauftagesheiligen benannt worden, dem heiligen Martin von Tours (11. November). Diese Tradition reicht bis ins 20. Jahrhundert hinein und dürfte zu dem ein oder anderen Namen unserer Großeltern geführt haben. Der Heiligenkalender ist somit die Grundlage für die heutigen Gedenktage beziehungsweise Namenstage der Namenspatrone. Der festgelegte Gedenktag ist dabei meist der Todestag des jeweiligen Heiligen, sozusagen der Geburtstag im Himmel. An diesem Tag wird an ihn erinnert, an sein Leben und Wirken. Auch alle, die auf diesen Namenspatron getauft sind oder deren Name davon abgeleitet wird, feiern an diesem Tag ihren Namenstag.

Die Bedeutung des Namenstages hat mittlerweile abgenommen: In früheren Zeiten wurde meistens der Namenstag statt des Geburtstages gefeiert, da der Namenstag für den Namensträger eine viel größere geistliche Bedeutung hatte und manchmal der Geburtstag auch nicht bekannt war. Die erwachsenen Katechumenen wählten damals zur Taufe mit großer Sorgfalt einen neuen Namen, um dadurch eine besondere Verbindung mit dem Heiligen zu begründen. Diesen Brauch findet man heute nur noch selten, zum Beispiel in Ordensgemeinschaften. Dort wird heute noch oft statt des Geburtstags der Gedenktag des als Ordensname gewählten Heiligen gefeiert.

Was aber ist die Bedeutung der Tradition der Namenspatrone? Im Katechismus kann man folgendes zu dem Begriff Namenspatron nachlesen: „Der Namenspatron ist ein Vorbild christlicher Liebe und sichert seine Fürbitte zu“ (KKK 2158). Der Namenspatron ist also für den Getauften ein Begleiter auf dem Lebensweg, der ihm besonderen Schutz und Segen schenkt und für ihn eintritt. Er ist dabei Teil der „Gemeinschaft der Heiligen“, die wir im Glaubensbekenntnis bezeugen und die in Hebräer 12,1 als „Wolke von Zeugen“ betitelt wird.

> „Jeder ist sich darüber im Klaren, dass die Menschen, die unsere Kinder auf ihrem Lebensweg begleiten, wichtig für sie sind. Aber denken wir auch über die Begleitung unserer Kinder durch die Gemeinschaft der Heiligen nach?“

Das greift auch der Katechismus auf: „Denn wie die christliche Gemeinschaft der [Erden]pilger uns näher zu Christus hinführt, so verbindet uns die Gemeinschaft mit den Heiligen mit Christus, aus dem als Quelle und Haupt jede Gnade und das Leben des Gottesvolkes selbst hervorströmen“ (KKK 957).

Jeder ist sich darüber im Klaren, dass die Menschen, die unsere Kinder auf ihrem Lebensweg begleiten, wichtig für sie sind. Aber denken wir auch über die Begleitung unserer Kinder durch die Gemeinschaft der Heiligen nach? Auch diese spielen eine große Rolle für die Entwicklung unserer Kinder zu Nachfolgern Jesu. Wenn wir für unser Kind einen Namenspatron auswählen, bezeugen wir damit diese Wahrheit und bitten ihn, uns in der Begleitung und Erziehung unseres Kindes beizustehen. Der Namenspatron wird durch die Wahl der Eltern zum Vorbild, Fürbitter und Begleiter für das Kind. Wir schaffen also eine Art Beziehung zwischen unserem Kind und dem Namenspatron. Es lohnt sich daher, sich mit dem eigenen Namenspatron auseinanderzusetzen und mehr über sein oder ihr Leben zu erfahren. Gemeinsam mit unseren Kindern können wir das auch mit ihrem Namenspatron machen. Vielleicht kann er uns manchmal genau deswegen, weil es unser Namenspatron ist, und es vielleicht sogar Parallelen auf dem Lebensweg gibt, in einer schwierigen Situation helfen, ein Vorbild sein oder im Fürbittgebet beistehen.

Aus meiner Kindheit kenne ich noch die Darstellung der Namenspatrone als Glasmalerei in einem kleinen Holzrahmen. Doch für meine Kinder wollte ich gerne etwas Eigenes herstellen. Ich fing an, mich mit dem Namenspatron unseres Ältesten, Benedikt von Nursia, intensiver zu beschäftigen und entschloss mich schließlich, ein nähgemaltes Heiligenbild seines Namenspatrons herzustellen. Dabei schaute ich mir die Darstellungen in der Kunst an und erkannte, dass dabei besondere Attribute abgebildet werden. Es sind Hinweise auf das Leben, Wirken und oft auch das Patronat des Heiligen.

So wird der heilige Benedikt im Habit der Benediktiner dargestellt, oft mit einem Raben als Attribut, der ihn vor einem vergifteten Brot bewahrte. Der heilige Maximilian Kolbe wird meist mit einem Habit der Franziskaner und einem KZ-Sträflingshemd dargestellt, da das deutlich auf seine Biographie hinweist. Mit vielen Heiligen wird auch ein besonderes „Patronat“ verbunden. Dieser Begriff beschreibt eine Art Schirmherrschaft zum Beispiel für einen Ort, ein Land, einen Beruf oder auch einen Zustand. Der Patron übernimmt dafür die besondere Fürsprache. Ein Patronat begründet sich oft in der Biographie des Heiligen. So ist die heilige Anna zum Beispiel die Patronin der Mütter und sie wird angerufen für eine glückliche Ehe. Der heilige Joseph ist der Patron der Handwerker, weil er selbst Zimmermann war. Und so übernehmen auch die Heiligen, nach denen wir unsere Kinder benennen, das Patronat für die jeweiligen Kinder. (Eine kleine Anregung nebenbei: Beim Gang durch eine Kirche kann man ganz einfach ein kleines Rätselspiel veranstalten: Wer erkennt die meisten Heiligen an ihren Attributen?)

In vielen Familien ist es heute vielerorts noch Brauch, den Namenstag zu feiern. Dabei gibt es die unterschiedlichsten Traditionen. So kann man zum Beispiel an diesem Tag die heilige Messe besuchen, eine Kerze in Erinnerung an den Namenspatron anzünden und für den Namensträger beten. Auch ein kleines Geschenk, ein Kuchen, Blumen oder ein Gruß kann hier angebracht sein. In manchen Ländern ist es auch Tradition, sich mit bekannten Trägern desselben Namens zusammenzutun, um ein kleines Fest zu feiern. Auch in unserer Familie feiern wir den Namenstag aller Familienmitglieder. Dafür zünden wir die Taufkerze an, sprechen über die Lebensgeschichte des Heiligen und darüber, wie diese Lebensgeschichte unseren Glauben stärken kann. Geschenke gibt es bei uns nicht, aber der Namensträger darf sich ein besonderes Essen wünschen. Der Namenspatron ist ein wichtiger Begleiter und Fürsprecher auf unserem Lebensweg und es lohnt sich, sich mit seinem Leben und seinem Wirken auseinanderzusetzen. Ihm einen besonderen Tag zu widmen und diesen auch zu feiern, kann uns wieder ganz neu vor Augen führen, dass wir alle auf dem Weg der Heiligkeit gehen.

Für jedes Kind ein Heiligenbild seines Namenspatrons: Eine gute Möglichkeit, die Beziehung des Nachwuchses zu ihren „eigenen“ Heiligen zu stärken!
Foto: Anna Weber

Anna Weber, Sozialpädagogin, verheiratet und Mutter von 3 Kindern, schreibt auf ihrem Blog über das Kirchenjahr und betreibt einen christlichen Handmade Onlineshop auf www.sanktwerk.de.

Lehrer-Sabbatical für ein Jahr in der Wirtschaft

Über zwei Jahrzehnte stand er an der Spitze der Technischen Universität München: Wolfgang A. Herrmann ist besonders wichtig, dass der Übergang zwischen Uni, Schule und Beruf reibungsloser funktioniert – 2. Teil des Interviews

VON SIGMUND GOTTLIEB

Wolfgang A. Herrmann weiß, auch als er von 1995 bis 2019 Präsident an der Technischen Universität München (TUM) ist, auf der Klaviatur der Medien zu spielen. Dem Chemie-Professor gelingt es, für seine Thesen zur Bildung öffentliche Aufmerksamkeit zu erringen. Der Katholik, Jahrgang 1948, gehört zahlreichen Gremien an, unter anderem ist er Mitglied der Leopoldina und des Senats der Max-Planck-Gesellschaft. Er ist auch als ehrenamtlicher Organist tätig. *Foto: Imago*

Herr Professor Herrmann, kommen wir zur Bildung. Wo steht diese und wo stehen die Universitäten im internationalen Vergleich?

Bildung heißt, ein Bild vom Menschen zu gewinnen. Die beste Anweisung hierfür hat der Pädagoge Johann Amo Comenius (1592-1670)gegeben, nämlich junge Menschen urteilsfähig zu machen, also selber zu denken und nicht denken zu lassen. Das ist gerade in der heutigen gesellschaftlichen Diskussion eine ganz zentrale Herausforderung. Viele junge Leute denken nicht mehr ausreichend selber. Sie hängen ständig über dem Handy und rufen eine unbedeutende Lächerlichkeit nach der anderen ab...

... sie informieren sich, aber sie verstehen es nicht ...

So kann man es sagen. Obwohl: Urteilsfähige Menschen hervorzubringen, dafür ist das deutsche Bildungssystem sehr gut angelegt. Ich würde nämlich unser Bildungssystem mit seinen unterschiedlichen Zugängen nicht gegen viel Geld tauschen wollen gegen das amerikanische. Dieses ist durch viel Oberflächlichkeit gekennzeichnet. Dies führt dazu, dass der Student selbst an einer Spitzen-Universität wie der MIT (Massachusetts Institute of Technology) zunächst allgemeinbildende Fächer belegen muss, die bei uns im Gymnasium längst Standard sind.

Sie haben einmal gesagt, die Lehrer seien die „Helden unserer Gesellschaft". Glauben Sie, dass wir in Deutschland genügend Lehrer und vor allem ausreichend qualifizierte Lehrer haben?

Ich sagte, das deutsche Bildungssystem ist gut und ich würde es nicht tauschen wollen mit irgendeinem anderen auf der Welt. Wir haben jedoch zu viel Bürokratie im Bildungswesen und zu wenig Gestaltungsmöglichkeiten der einzelnen Schule. Bildung klappt ja nur durch Orientierung an den Interessen und Begabungen der jungen Menschen. Die sind von Ort zu Ort und von Schultyp zu Schultyp anders. Wir brauchen auch sehr viel mehr Verbindungen zwischen den Lehrkräften an den Schulen und jenen der Universitäten. Ideal-Beispiele sind die TUM-Kollegs (Kooperationen der Technischen Universität München mit zwei Gymnasien) an den Gymnasien in Gauting und Garching.

Sie haben einmal den Vorschlag gemacht, in der Bezahlung keinen Unterschied mehr zu machen zwischen Grundschul- und Gymnasiallehrern, was eine sehr revolutionäre Überlegung war.

Das habe ich bereits vor 25 Jahren gefordert, aus der Erkenntnis, dass sich die Gesellschaft verändert hat und der Lehrerberuf an Grund-, Haupt-, Real- und Berufsschulen sehr viel anstrengender geworden ist als er es in früheren Zeiten war.

Und jetzt erleben wir immer öfter, dass die Schulen die Reparaturbetriebe der Elternhäuser sind.

Auch dazu würde passen dass die Gehälter aller Schularten dem Gymnasial-Niveau angepasst werden.

Hans Maier, ehemaliger bayerischer Kultusminister hat, wie ich finde, einen sehr wichtigen Satz gesagt: Bildung ist das Herausführen der jungen Leute aus Unmündigkeit und Ahnungslosigkeit.

Weil Bildung den geistigen Horizont erweitert und ihn gleichzeitig auf dieser Wegstrecke mit Wissen anreichert. Bildung ist eben viel mehr als reines Wissen. Es geht darum, dass wir Menschen mit Urteilsfähigkeit heraus bilden. Das erzeugt dann die Selbstständigkeit, die Menschen in einem immer schwieriger werdenden sozialen Umfeld und in einer verunsicherten Welt brauchen.

Wenn ich mir Asien und China anschaue, dann arbeiten doch dort die Studenten ein Vielfaches im Vergleich zu unseren. Außerdem beschäftigen sie sich weniger mit den Softskills, also den Geisteswissenschaften, sondern mit den harten Naturwissenschaften. Sie erhöhen so doch in jeder Stunde den Abstand zu unserer studentischen Leistungsbilanz in Deutschland.

In der schieren Leistungsbilanz hat Asien uns allein schon aufgrund seiner Größe eine Menge voraus. Allerdings sehe ich die Geistes- und Sozialwissenschaften, die Kulturwissenschaft nicht als Soft Skills, im Gegenteil: Unser Land wird nur weiter prosperieren, wenn wir den gesellschaftlichen Rückbezug zu dem, was wir tun, herstellen können. Genau dafür sind Geistes- und Sozialwissenschaften zwingend erforderlich. Mein Vermächtnis an der TU München war unter anderem die Verbindung von technischen mit politischen Wissenschaften: Heute fällt doch keine wesentliche politische Entscheidung, die nichts mit einem technischen Hintergrund zu tun hätte. Der Techniker von morgen muss den sozialen und gesellschaftlichen Bezug haben und darf sich nicht im isolierten Raum bewegen. Das hat man in den 60er Jahren, in der Zeit des Wirtschaftswunders vernachlässigt. Da gab es andere Prioritäten.

Kommen wir noch einmal zu Asien und China ...

Eine starke Leistungsbilanz hat nur Bestand, wo auch sozialer Frieden herrscht, so wie wir ihn auch dank der Existenz der Gewerkschaften hinbekommen haben. Wir sind ja schon in zwei sehr unterschiedlichen Welten unterwegs! Die soziale Stabilität der chinesischen Gesellschaft stelle ich mittel- und langfristig infrage.

Die Vernetzung zwischen Technik und Geisteswissenschaften wird meines Wissens in den USA schon sehr viel intensiver an den Unis gelebt als bei uns.

Das hat man dort früher begriffen als bei uns. Dies hat freilich auch damit zu tun, dass die amerikanischen Schulen sehr viel schlechter ausbilden als unsere: in den Sprachen, in der Geschichte. Als „liberal Arts" ist das dann an die Universitäten gekommen. Inwieweit diese Vernetzung an den amerikanischen Universitäten wirklich gelebt wird, ist noch einmal eine andere Frage.

Brauchen wir weniger staatliche Eingriffe in die Bildung?

Wir brauchen staatliche Standards und die müssen hoch sein. Mindestens so hoch wie jetzt. Gleichzeitig brauchen wir mehr Gestaltungsfreiheit, ja, sogar einen Gestaltungsauftrag. Der Auftrag ist mehr als die Freiheit. Und dies von Schule zu Schule und individueller als bisher. Der Staat zahlt – das heißt, wir zahlen das ja alles und deshalb kann er auch Gestaltung erwarten.

Ein Zitat von Ihnen als TUM-Präsident: „Wir müssen täglich die Gewohnheiten des Denkens überwinden". Das ist ja genau das Thema Bürokratie. Sie waren fast ein Vierteljahrhundert Präsident der TUM. Da haben Sie erlebt, was Widerstand bedeutet, was Bürokratie bedeutet. Man braucht unendlich viel Geduld bis ein Ergebnis sichtbar wird. Das ist es ja, was uns nicht nur in der Bildung, sondern auch in der Politik zu schaffen macht. Man braucht einen langen Atem.

Die Standards sind hoch auch aufgrund des letztlich wettbewerblichen Föderalismus. Man muss auch erwähnen, dass in Bayern immer sehr viel investiert wurde in das Bildungssystem, in Schulen und Universitäten. Aber das System ist bürokratisiert und bis ins Letzte hinein verrechtlicht. Es gibt zu viele Beiräte und Gremien, oft belanglose Scheindemokratie. Es gibt einen zu starken Einfluss der Eltern auf den Schulalltag. All das nimmt den Lehrern sehr oft die Lust, den rechten Spirit zu entfalten.

Was tut man gegen diesen falschen Einmischungs-Ehrgeiz vieler Eltern?

Es muss mal ein Minister sich hinstellen und sagen: Liebe Eltern, von diesen Dingen versteht ihr nicht so viel wie unsere Pädagogen, die wir für teures Geld ausgebildet haben. Es fehlt in unserem Land am Mut zur Wahrheit. Schauen wir uns das Thema Fachkräfte an. Wir hatten doch jahrelang nicht den Mut zu sagen, die Welt kann gerne zu uns kommen, aber nur die Tüchtigen, die bereit sind, sich einzubringen in die Entwicklung unserer Gesellschaft. Die sollen kommen und die anderen sollen zu Hause bleiben.

Wir halten uns sehr viel auf unseren Sozialstaat zugute. 1,3 Billionen im Jahr, die auch für allerhand unnötige Zuwendungen ausgegeben werden. Dennoch schaffen wir es in Deutschland nicht, dass der Sohn eines Facharbeiters den gleichen Zugang zur Bildung hat wie der Sohn eines Akademikers.

Viel Steuerungen auch hier! Es kann ja nicht sein, dass junge Menschen aus sozial schwachen Familien nicht die gleichen Chancen bekommen, ihre Fähigkeiten, die ihnen der liebe Gott mitgegeben hat, zu verwirklichen. Die frühzeitige individuelle Förderung der Talente ist bei uns zurückgeblieben. Dies zu ändern wäre ein großer Auftrag einer modernen Bildungspolitik, die erneut Geld kosten würde, der sich für die Gesellschaft von morgen lohnen würde.

Haben wir zu wenig Austausch zwischen Wissenschaft und Wirtschaft? Ich stelle immer wieder fest, dass es noch eine stattliche Zahl von Hochschullehrern gibt, die ihre Arbeit ungern an den Bedürfnissen von Unternehmen orientieren. Sie nehmen häufig noch die Trennung vor: Hier sind Forschung und Lehre, dort ist die Welt der Unternehmen.

Ein großer Teil der Lehrerschaft hat nie eine Vorstellung davon bekommen, wo in der Wirtschaft und wie Geld verdient wird. Das sage ich nicht vorwurfsvoll, denn das System sorgt da nicht vor. Lehrer sollten alle paar Jahre ein Sabbatical bekommen und sich dabei fortbilden. Zum Beispiel in einem Unternehmen eine Vorstellung davon gewinnen, wie ein Betrieb funktioniert. Das sollte natürlich ein bezahltes Freisemester sein, Ich bin sicher, das würde sich vielfach lohnen, so wie bei Professoren.

Sie meinen, wir stünden in der deutschen Bildung im internationalen Vergleich ganz gut da. Aber fühlen wir uns nicht im Feld des Durchschnitts ganz wohl, wo wir uns seit geraumer Zeit eingerichtet haben? Auch die Zahlen der Pisa-Studie zeigen das doch.

.Das liegt nicht am System, sondern an der Erwartungshaltung an die jungen Menschen und auch an deren Eltern. Unser Problem ist, dass Eltern ihre Kinder hauptsächlich an den Gymnasien haben wollen, wo sie ja oft gar nicht hingehören. Wir brauchen einen von Talenten und Interessen gesteuerten Mechanismus. Wir wollen ja zufriedene junge Menschen haben und nicht frustrierte, die zur Universität müssen und dann erkennen, dass sie überfordert sind.

Zugespitzt könnte man sagen, wir sind in der Pisa-Studie auch deshalb Durchschnitt, da die Falschen im System sind?

So kann man das sagen. Ja, weil viele junge Leute inadäquat in unser durchaus differenziertes Schulsystem eingesteuert werden.

Erkennt man eigentlich in den Führungen deutscher Universitäten, wo die gesellschaftlichen Herausforderungen der Zukunft liegen, also, was Wirklichkeit braucht?

Wenn sie es erkennen, sind sie oft schwach in der Umsetzung – ansonsten möchte ich mich mit Kritik zurückhalten. Was man braucht, ist die Offenheit zur Interdisziplinarität. Meine Prinzipien an der TUM waren immer: Internationalität, Interdisziplinarität, Unternehmertum. Diese drei Säulen haben, so glaube ich, das System wettbewerblich veredelt.

Sie waren 24 Jahre Präsident der TUM. Wie haben Sie dieses große Unternehmen, das ja am Anfang eher eine Bürokratie, eine Behörde war, geführt? Denn sie haben große Zumutungen nicht nur angekündigt, sondern auch umgesetzt. Da müssen die Leute ja mitgehen.

Es gibt für Führung kein Patent-Rezept. Wichtig ist nur, dass man die Leute mag und dass sie das auch spüren. Egal, ob sie bestimmten Vorstellungen folgen oder auch nicht. Auch wenn sie widersprechen, ist ihr Widerspruch zu respektieren. Für vieles brauchte ich Mehrheiten, manches habe ich auch im Alleingang gemacht - zum Beispiel 2001 die Gründung der TUM Asia in Singapur, als der ersten internationalen Ausgründung einer deutschen Universität. Bei der Gründung der BWL-Fakultät musste ich im gleichen Jahr eine Mehrheit überzeugen und gewinnen.

Ich frage mich, warum dieses Prinzip, Menschen zu überzeugen und schwierige Entscheidungen plausibel zu machen, Widerstände in Zustimmung zu verwandeln, sie nicht zu brechen, sondern zu verwandeln – warum dieses Prinzip eigentlich nicht in der Politik anwendbar ist.

Weil das politische System sehr viel größer und noch vielfältiger ist. Politik muss am Ende immer mehrheitsfähig sein; wer nicht gewählt wird, kann nicht regieren.

Sie hatten gerade gesagt, man müsse die Menschen mögen. Sie sagen aber auch, man müsse Enttäuschungen wegstecken. Ich glaube, das konnten Sie ganz gut. Weil es weitergehen muss und weil man sich nicht aufhalten lassen darf?

Interessanterweise vergisst man als Optimist jene Projekte, die nicht zu einem Ergebnis geführt haben. Zum Beispiel mein TUM-Gymnasium unter dem Dach der Universität habe ich nicht gemacht, hätte ich aber furchtbar gerne umgesetzt. Den Ministerien war die Idee zu revolutionär, sie haben die Notwendigkeit nicht gesehen. Das Projekt ist halt nichts geworden, aber es wäre eine Chance für Bayern gewesen. Andererseits sind wir die an Ausgründungen stärkste Universität in ganz Europa geworden – mit rund 100 Unternehmen, die jährlich aus der Wissenschaft hervorgehen. Aber all das zeigt, man braucht einen langen Atem: Das waren immerhin 25 Jahre. Man soll nicht auf den schnellen Erfolg setzen, wenn man Großes erreichen will.

Bleibt Ihnen nach 24 Jahren als Präsident der TUM auch eine negative Erinnerung, auch wenn Sie sie längst weggesteckt haben?

Ja, eine Landtags-Anfrage der Grünen, welche Art von Rüstungsforschung wir an der TUM betrieben, mit Auflistung aller Projekte und Geldgeber, und ob wir mit der Bundeswehr kooperierten. Ich habe das nicht ernst genommen, eine „Zivilklausel" habe ich immer als Unfug gesehen – und die geopolitische Entwicklung gibt mir recht. Man kann sagen: Leider ja, aber die Welt ist eben kein Wunschkonzert.

BEIM NAMEN GENANNT

„Ein Mensch. Ein Wort.“ Mit diesem Slogan ist Robert Habeck als Kanzlerkandidat von Bündnis90/Die Grünen in den Wahlkampf gezogen. In seinem auf X veröffentlichten Videos bemüht sich Habeck, das Image eines gleichermaßen bürgernahen wie intelligenten Politikers aufzubauen. Aber Habeck will nicht nur intelligent, sondern auch intellektuell wirken, so etwa, wenn er aus seinem aktuellen Buch „Den Bach rauf“ vorliest und den Unterschied zwischen „Demokraten“ und „Populisten“ erklärt. Zwar ist Habeck kein Politikwissenschaftler, hat aber immerhin eine literaturwissenschaftliche Promotion mit dem Titel „Die Natur der Literatur. Zur gattungstheoretischen Begründung literarischer Ästhetizität“ (2001) vorzuweisen. Mit dieser Arbeit ist Habeck nun ins Visier des österreichischen Kommunikationswissenschaftlers **STEFAN WEBER** (* 1970; Foto: Imago/Manfred Siebinger) geraten. Der als Plagiatsjäger bekannte Weber wirft Habeck „systematisch verfehlte Quellenarbeit“ vor und behauptet, dieser habe „auf geradezu unglaubliche Weise eine Belesenheit vorgetäuscht, die er nicht hat.“ Gut, spätestens seitdem Habeck in seiner Funktion als Wirtschaftsminister im Gespräch mit Sandra Maischberger offenbar nicht wusste, was Insolvenz bedeutet, dürften die wenigsten überrascht sein, dass beim Vizekanzler womöglich nicht jeder intellektuelle Scheck gedeckt ist. Ob es allerdings überhaupt eine geisteswissenschaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte gibt, die Webers detailversessenen, ja geradezu pedantischen Analysen ganz ohne Beanstandung überstehen würde, steht auf einem anderen Blatt – von den zitationsabstinenten, dafür aber umso originelleren Arbeiten von Denkern früher Jahrhunderte ganz zu schweigen. Hinzukommt, dass aus dem Aktivisten Weber im Laufe der Zeit ein Geschäftsmann geworden ist: Auf seiner Homepage werden als Leistungen neben der Plagiatsprüfung und der Prüfung auf KI-Betrug unter anderem auch ein sogenannter Lebenslauf-Check angeboten. Wer aber fürs Suchen bezahlt wird, der will natürlich auch finden. (DT/sost)

Deutschkurs

VON JOSEF BORDAT

Wie soll man nur eine Sprache vermitteln, in der „Alles Käse, ist aber Wurst“, „Das läuft gerade schief“, „Das ist richtig falsch“ und „Der ist ganz kaputt“ sinnvolle Aussagen darstellen, in der aber zugleich „vorkommen“ etwas ganz anderes meint als „verkommen“. Oder entkommen, bekommen, zukommen, gekommen. Ich bewundere die Menschen, die sich da durchbeißen. So wie meinen Freund Nazar, gleichermaßen sprachbegabt wie wissbegierig. Der hat mich neulich gefragt, warum bei ihm in der Firma auf das Stichwort „Feierabend“ alle allein zu sich nach Hause gehen und nirgendwo ein Fest stattfindet. Warum weder im „Mutterkonzern“ noch in der „Tochtergesellschaft“ eine Frau im Vorstand sitzt. Warum es „krankfeiern“ heißt, aber nicht „endlichwiedergesundfeiern“. Wozu es den Konjunktiv gibt, obwohl ihn niemand nutzt. Wieso sich die Kollegin über ihr „Hüftgold“ ärgert – bei dem aktuellen Preis für die Feinunze. Und was das eigentlich sei: „Schadenfreude“. Ich konnte ihm auch nur sagen: „Deutsche Sprache – einfach schwer!“.

Die Familienvilla Guardinis und ihr großer, offener Vorgarten. *Foto: Max Oberdorfer*

„Glut des Schauens“

Die Familienvilla Romano Guardinis in Isola Vicentina war ein zauberhafter Ort, erfüllt von dem, was Guardini „das Gnadenhafte im Dasein“ nannte **VON HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ**

Im Jahr 1960 sprach Hans Urs von Balthasar folgenden Glückwunsch zum Geburtstag Romano Guardinis aus: Dass Gott „den Segen Ihres Werks weiter segne und des Baumes nicht vergesse, der ob so reichlicher Frucht wohl müder steht als die Lesenden, Auflesenden wissen. Den Dank muß auch Er Ihnen erstatten; menschlicher wird Sie ja schwerlich anrühren (...). Aber dulden müssen Sie's doch, von vielen geliebt zu sein.“ Tatsächlich: Diese Liebe wächst, gerade in der jungen Generation, nicht zuletzt wegen der zu erwartenden Seligsprechung.

Der Sitz der Familie Guardini war eine große Villa in Isola Vicentina aus dem 19. Jahrhundert, nördlich von Vicenza und südlich der venetischen Alpen gelegen, umgeben von einem weitläufigen Park mit hoher Mauer; außerhalb gehörte noch ein eigener Weinberg dazu. Der letzte Spross der Familie, der Unternehmer und Neffe Guardinis mit Namen Giuliano, der nicht verheiratet war, starb kinderlos im September 2021; seitdem ist die Villa geschlossen, ihr Schicksal ungewiss, die Inneneinrichtung wird wohl gründlich verändert werden.

Zu Lebzeiten führte Giuliano Guardini seine Gäste großzügig durch Garten und Haus bis in den geräumigen, gut ausgebauten Keller, wo eine Galerie von Fotografien und Gemälden zur Familie eingerichtet war; Ferdinando (Gino) Guardini, der nächste Bruder Romanos, war Maler und Bildhauer gewesen und hatte großformatige Gemälde mit Ansichten von Park und Villa hinterlassen. Giuliano Guardini erklärte und erzählte; Max Oberdorfer durfte fotografieren.

Die Frucht solcher unwiederholbaren Tage ist in einem neuen kleinen Band erhalten. Damals noch ohne Absichten aufgenommen, einfach von der Schönheit des Anwesens berührt, sind die Fotos heute Dokumente von einzigartigem Wert. Die jetzige Anordnung nimmt auf einen imaginären Spaziergang mit. Zuerst betritt der Betrachter den herrlichen, weitläufigen Park, unter dessen Bäumen Romano Guardini seine künftigen Vorlesungen und Bücher durchdachte, wie er selbst in seiner Rede „über die Bäume“ zur Ehrenbürgerschaft von Isola Vicentina ausführte. Die ersten Texte sind alle dem Eindruck des geheimnisvollen Pflanzenlebens im Park der Villa gewidmet, von den lieblich-verborgenen Alpenveilchen bis zu prachtvollen Zedern und schwarzschattigen Nadelbäumen. Darin trifft man auf Guardinis „weltschauenden Blick“, auch wenn er sich auf Kleines und scheinbar Bekanntes richtet. In seiner ersten, in einer Mitschrift erhaltenen Berliner Vorlesung vom Sommersemester 1923, worin die Besonderheit des neuen Lehrstuhls zu klären war, fasst Guardini zusammen: „Es ist ein Blick, der eingebettet ist in das mir nahestehende Leben, näherstehend als alle Wissenschaften. Das eigentliche Ethos dieser Weltanschauung besteht in der Lauterkeit des Blicks. Es muß ein glutvoller Blick sein, doch getragen von einer schauenden Glut, nicht einer Glut des Tuns, denn diese trübt; nur die Glut des Schauens, der Liebe, ist klar.“

Dieses hingegebene Sehen an das, was sich zeigt, wird in den begleitenden Texten aus Briefen und Schriften Guardinis deutlich. Der „Glut des Schauens“ entspricht die Herrlichkeit der Welt. Sie ist von Licht erleuchtet und wird zugleich durch das Licht selbst zu einem Geheimnis. Guardini sieht in den Gestalten der Schöpfung – ob in Blättern oder Blumen oder Landschaft – „Gewalt von Herrlichkeit“, und in einem besonders schönen Ausdruck: „inbrünstige Wirklichkeit“. Immer wieder hat er die sinnliche Berührung – sinngebend und sinnvoll – mit der religiösen Erfahrung zusammengespannt. Das Naturhaft-Numinose, in seiner Tiefe biblisch gedeutet, ist nicht einfach sachlich, es ist Widerschein des göttlichen Willens in der Schöpfung.

Doch das eigentliche Wunder ist nicht die Welt, sondern mehr noch das Licht: in der Art und Weise, wie es die Welt modelt, schafft, ins Sichtbare hebt, ihr Gestalt gibt. Das Licht wird für Guardini zum Inbild des Schöpferischen, zur Epiphanie Gottes: Die Dinge sind im Licht mehr als sie selbst, sie gewinnen eine reine Transparenz auf ihn hin. In letzter Verdichtung kommt es zur Verwandlung des Stoffes in Licht, zur Transfiguration des Irdischen. Auch das ereignet sich während der Spaziergänge, und es genügt manchmal ein Blatt, um die Macht der Verwandlung des Irdischen in Licht zu zeigen. Auch das halten die Fotografien fest.

Eingekehrt in die ebenmäßig gebaute, klassizistische Villa mit ihren hohen Räumen trifft man auf die von Menschen kultivierte Welt. Hier wirkt anderes als die Natur, und gerade hier sind die Abbildungen unersetzlich, denn so werden die Innenräume nie mehr zu sehen sein. Besonders kostbar ist die von der Münchner Bildhauerin Maria Elisabeth Stapp (1908–1995) für Guardini geschnitzte Weihnachtskrippe: Guardini selbst, in Purpur gekleidet, ist ein König, sein lebenslanger Freund, der Priester Josef Weiger (1883–1966), trägt als Hirte den alpenländischen Loden. Dazu kommen einzelne Kostbarkeiten: das alte Elfenbeinkreuz mit dem ergreifenden Text aus Guardinis frühem „Kreuzweg“ von 1920; sein eigener Raum mit einer Tür zum Park, den er regelmäßig zweimal im Jahr in den Semesterferien für einige Wochen bewohnte, um dort Gedanken niederzuschreiben; die Bibliothek und andere größere oder auch intime Räume mit kostbaren Gemälden; die Empfangshalle mit der herrlichen Gruppe des Eros und der Psyche von Antonio Canova. In den ineinander übergehenden Salons des Erdgeschosses fand im Jahr 2008 ein außergewöhnliches Fest für Augen, Ohren und Gaumen statt – auch das ist festgehalten. Immer wieder erscheint in den Bildern der Hausherr, wie er sich an der Freude der Geladenen freut und die gastliche, kultivierte Tradition der Familie weiterführt.

Solche Kultur ist ein Widerschein des Göttlichen. Auch Garten und Haus sind mehr als bloße Natur oder Architektur, mehr als bloßer Raum zum Leben. In ihnen findet Begegnung statt. Im Widerhall des Personalen zeigen sie „das Gnadenhafte im Dasein“. Dieses Gnadenhafte fangen die Bilder ein. Dank an den Fotografen, der im rechten Augenblick, im Kairos, diese versinkende Welt eingefangen hat.

Max Oberdorfer (Hrsg.): Romano Guardini. In memoriam Isola Vicentina. Mit Beiträgen von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Irene Favaretto und Dominik Fröhlich, St. Ottilien: EOS-Verlag, 2024, 64 Seiten, Softcover, mit zahlreichen Abbildungen, EUR 15,–

Eine nach Romano Guardini gestaltete Krippenfigur der Bildhauerin Maria Elisabeth Strapp (1908–1995). *Foto: Max Oberdorfer*

Die Blaue Lagune in Island gehört zu einem Geothermalkraftwerk, das aus 2 000 Meter Tiefe heißes Wasser an die Oberfläche pumpt. *Foto: Imago/VWPics*

Insel des Unerwarteten

Vulkane, Geysire, seismische Kräfte: Islands Natur ist ebenso atemberaubend wie unbeherrschbar. Somit ist es der ideale Ort, um die Tugend des Gleichmuts zu lernen **VON UWE WOLFF**

Kursfahrten gehören zum Bildungsprogramm der Gymnasien. Ich diente an einer Traditionsschule in Hildesheim. Drei Pflichtfremdsprachen: Latein, Griechisch, Englisch, und nach Belieben Hebräisch oder Italienisch boten eine angemessene Herausforderung, um die Lernwilligen und -fähigen bereits in der fünften Klasse angemessen zu fördern und zu fordern. Doch kündigte sich auch in dieser pädagogischen Provinz die neue Zeit an. Noch verfehlte der Versuch eines Elternpaares, beide Abgeordnete der Grünen im Stadtparlament, das unsachgemäße Verhalten ihres Rabauken mit dem Hinweis auf seine Hochbegabung zu rechtfertigen, die erhoffte Wirkung. Der Direktor entgegnete: „Wissen Sie, gnädige Frau, bei uns sind alle hochbegabt.“ Dieser Ton wäre heute ein Grund für die vorzeitige Versetzung in den Ruhestand.

Die Oberstufe fuhr nach Rom oder nach Athen. Eine Kursfahrt nach Island fiel dagegen völlig aus dem Rahmen. Wohl gerade deshalb bot sie mein Kollege an. Er gehörte zu jenen wahrhaft Hochbegabten, die von der Studienstiftung des deutschen Volkes nicht nur wegen ihrer herausragenden schulischen Leistungen, sondern auch wegen ihrer Eigenwilligkeit gefördert worden waren. Als Reisender in hohen Breitengraden mit Erfahrungen in den Biotopen der russischen Arktis durfte ich seine Gruppe begleiten.

Für die Insel der Trolle und Trottellummen braucht es Survivalqualitäten: Statt gehobenem Hotel und Dolce Vita in römischen Bars und Cafés: Übernachtung auf nacktem Boden. Statt Drei-Gänge-Menü in Athen: Selbstverpflegung aus der Dose oder Fasten. Dafür Natur pur: Vulkane und Geysire, Papageientaucher und Raubmöwen.

Der Norden hatte mich schon immer fasziniert. Ich las die Edda und die Romane von Halldór Kiljan Laxness (1902–1998). Der spätere Nobelpreisträger (1955) empfing am 6. Januar 1923 im Kloster Saint-Maurice in Clervaux die katholische Taufe und Firmung. Pater Beda von Hessen OSB war sein Beichtvater. Das Benediktinerkloster hatte gemäß der Anordnung Pius X. die Aufgabe, für die Rückkehr der Skandinavier zu beten. Laxness' berühmter Roman „Islandsglocke“ (1943–1946) ist auch eine Kirchengeschichte Islands, das sich im Jahr 1000 freiwillig zum Katholizismus bekehrt hatte. Vor der Landnahme durch norwegische Siedler hatten auf Island bereits irische Einsiedler gelebt. Sie gehören zur ungeschriebenen christlichen Vorgeschichte der Insel.

Auf Thingvellir, dem heiligen Versammlungsplatz der Nordmänner und -frauen, hatte der Rechtsgelehrte Thorgeir Thorkelsson einen Tag und eine Nacht unter einer Pelzdecke meditiert und dann einen weisen Entschluss gefasst: Um die Einheit zu wahren, sollten alle Isländer katholisch werden! Gesagt, getan. Thing ist Thing. In Skálholt entstand 1057 der erste Bischofssitz. Benediktiner gründeten Männer- und Frauenklöster. Ihnen folgten Augustiner. Mit der Reformation wurde das Luthertum Staatsreligion in Skandinavien. Der dänische König Christian III. ließ den widerständigen isländischen Bischof Jón Arason in Skáholt hinrichten. Der Roman „Islandglocke“ erzählt von einem Traditionsverlust und dem großen Vergessen, das inzwischen auch die gesamte deutsche Schullandschaft ergriffen hat. Der Held Arnas Arnaeus macht sich auf die Suche nach alten Handschriften. Die beschriebenen Pergamente wurden aus den Büchern gerissen und zur Isolierung der Häuser missbraucht. Arnas Arnaeus sah in der Sammlung und Sicherung der beinahe vergessenen Tradition seine Berufung.

Ich teilte sie unmittelbar und fand es allemal pädagogisch wertvoll, diese Leidenschaft für die großen Bücher der Vergangenheit an die Jugend weiterzugeben. Wer weiß, vielleicht waren wir die letzten Lernenden, die noch einmal den Kreis christlicher und humanistischer Bildung durchschritten, bevor die Bildungsreformer große Teile dieses Biotopes in Brachland verwandelten. Wenige Jahre vor unserer Reise hatte Johannes Paul II. die katholischen Bistümer des Nordens besucht. Auf Thingvellir hielt er am 3. Juni 1989 eine Ansprache, predigte in der Bischofskirche von Reykjavík und empfing Halldór Laxness in einer Privataudienz.

Unser Flug ging von Düsseldorf nach Keflavik. Der Flughafen im Osten der Insel liegt in der Nähe von Thingvellir und der Blauen Lagune (Bláa Lónið), dem Thermalfreibad bei Grindavík. Der Salzwassersee mit der blau-weißen Farbe gehört zu einem Geothermalkraftwerk. Aus 2 000 Meter Tiefe pumpt es heißes Wasser an die Oberfläche. Im Thermalbad hat das Heilwasser dann Badewannentemperatur. Die Isländer leben nicht nur auf einem Vulkan, sondern einem weit verzweigten seismischen Feld. So ist der Badeaufenthalt in der Blauen Lagune auch eine Einübung in jene Gelassenheit, mit der die Nordländer die Meere befuhren und unbekannte Länder erforschten. Ein Denkmal des größten Seefahrers Leif Eriksson steht deshalb vor der Hallgrimskirche in Reykjavík. Sein Mut hatte mich in früher Jugend berührt, und ich las Bücher über die Fahrten der Wikinger.

Alle Schönheit der Natur und alle Harmonie menschlicher Verhältnisse kann sich plötzlich ins Gegenteil verkehren. Standhaftigkeit und Treue, Glaubensfestigkeit und Frustrationstoleranz entwickeln sich erst in den Stürmen des Lebens. Die Erde wird nie zur Ruhe kommen. Doch steht unerschütterlich die Botschaft vom Frieden auf Erden. Diesen Widerspruch gilt es aushalten zu lernen, und allein deshalb ist die Reise nach Island eine grundlegende Erfahrung.

Im August 2003 blieb die Blaue Lagune ruhig. 20 Jahre später wurde sie nach mehreren Erdbeben geschlossen. Im Jahr 2024 erfolgten Schließungen und Eröffnungen im regen Wechsel. Die Blaue Lagune ist nicht nur ein Ort der Heilung für verschiedene Hautkrankheiten, sondern ein Therapieort für Menschen mit der Neigung zu Panikattacken. Wo, wenn nicht hier, kann man lernen, mit dem Unverfügbaren umzugehen?

Vatnajökull heißt der größte Gletscher auf Island. 1 000 Meter dickes Eis, 100 Kilometer in der Ausdehnung von Nord nach Süd, 150 km von West nach Ost. Wir haben unser Zeltlager in Skaftafell aufgebaut. Gebadet wird in den warmen Flüssen und Seen. Ein eiskalter Hauch entströmt der großen Öffnung der Gletscherzunge. Der Bachlauf ist voll dicker Kieselsteine. Einige sind wie von einem Messer sauber durchgetrennt. Das Eis hat sie zu voller Schönheit gebrochen. Unter dem Gletscher liegen einige der aktivsten Vulkane der Insel. Die Welt des Nordens entsteht aus Feuer und Eis.

Die alten Mythen der Edda können noch heute von den Isländern gelesen werden. In allem Wandel der Zeit hat sich die Sprache bewahrt. Identität braucht auch eine Abgrenzung gegenüber dem Fremden. Ein Islandpferd, das etwa zur Zucht die Insel verlassen hat, darf nie wieder heimkehren. Auch für seine Nachkommen bleibt der Weg versperrt. Isländer haben einen sehr langen Atem und ein noch längeres Traditionsbewusstsein. Der Bauer, der uns über den Vogelfelsen vom Kap Ingólfshöfði führen wird, leitet seine Familiengeschichte in gerader Linie auf Ingólfur Arnarson zurück, der vor über 1 000 Jahren auf das damals noch bewaldete Island kam. Ebenso lange wohnt seine Familie auf dem Hof Hofsnes. Mit ihm hatten wir ein unerwartetes Initiationserlebnis. Einar Rúnar Sigurðsson sollte uns zum Vogelfelsen führen, aber seine Frau Matthildur Unnur Thorsteinsdóttir hatte in den frühen Morgenstunden einen Sohn zur Welt gebracht. So übernahm sein Vater, Sigurður Bjarnason, diese Aufgabe. Er hatte vor Jahren die Schafzucht aufgegeben und sich auf Touristenführungen spezialisiert.

Mit dem Linienbus fahren wir zu den feuchten Marschwiesen, wo der Altbauer bereits auf uns wartet. Wir besteigen den offenen Anhänger und fahren zum Plateau der grasbewachsenen Steilküste. Bauer Bjarnason plaudert ohne Punkt und Komma – auf Isländisch. Unsere fleißigen Schüler beherrschen einige europäische Kontaktsprachen, deren Erwerb sich hier auf dem Felsen der Vögel als wenig brauchbar erweist. Unser Nordmann plaudert weiter. Er zeigt auf einen jungen Vogel auf dem Boden. Ist er verletzt? Ist er tot? Er zeigt auf wilde Raubmöwen (Skuas) über den Klippen. Sie haben spitze Schnäbel. So stellt sich der Zusammenhang wie von selbst her. Der Jungvogel ist von Skuas getötet worden! Besonders die Schülerinnen reagieren mit Betroffenheit. Gerade wollen sie den Blick wenden, da flattert der Vogel mit den Flügeln und erhebt sich munter in die Lüfte. Die Führung erweist sich als Grenzfall der Kommunikation. Ihn gilt es auszuhalten.

MOMENT MAL

Liebe Leser,
die Bundestagswahl rückt näher, und Sie gehören auch noch zur großen Gruppe der Unentschlossenen? Dann hilft Ihnen vielleicht unsere tagesaktuelle, aber dennoch hintergründige Online-Berichterstattung, mit der wir unser Printprogramm ergänzen.
Was will die AfD wirklich? Wohin steuert Friedrich Merz die CDU? Was ist eigentlich Antifaschismus? Und was sagt die katholische Sozialethik, was der Papst zur Migrationsfrage? Antworten darauf finden Sie jetzt auf unserer Website „die-tagespost.de“, erreichbar über Browser oder komfortabel über die Tagespost-App.
Gebündelt ist unsere Berichterstattung im Dossier „Bundestagswahl 2025“, in dem nicht nur ausführliche Analysen der Wahlprogramme aller derzeit im Bundestag vertretenen Parteien zu lesen sind, sondern auch spannende Reportagen zum Wahlkampf vor Ort, hochkarätige Gastbeiträge zu den drängenden politischen Themen und täglich neue Kommentare zum Agieren der politischen Protagonisten. **IHRE REDAKTION**

MARKTPLATZ

Kath. Hausarzt im nördlichen Oberbayern sucht aus Altersgründen verantwortungsvolle Praxisnachfolge.

Die gutgehende allgemeinmed. Praxis mit lukrativem Ertrag und sehr günstigen Mietkonditionen ist unentgeltlich abzugeben.
Kontakt:
drheberlein@medconsult-heberlein.de

Zu Treibhauseffekt und Klima-Streit

Die Wahrheit würde empfindlich stören

Der sehr interessante Bericht „200 Jahre Treibhaus Erde“ von Josef Bordat (DT vom 3. Januar) erzählt die lange Geschichte vom CO2-Treibhausmärchen. Warum Märchen? Was in dem Bericht nicht erwähnt wird, ist die Analyse von den Eisbohrkernen, die in der Arktis gezogen wurden. Dabei hat sich doch herausgestellt, dass ein natürlicher Zusammenhang zwischen der Temperatur auf der Erde und dem CO2 in der Luft folgendermaßen besteht: Stieg die Temperatur an, nahm der CO2-Gehalt der Luft entsprechend zu, fiel die Temperatur, verminderte sich der CO2-Gehalt. Kam es zum Temperaturwechsel nach Erreichen einer maximalen Temperatur, stieg aber der CO2-Gehalt noch eine Weile, bis der CO2-Gehalt ebenfalls drehte und entsprechend der kälter werdenden Temperatur weniger wurde. Das gleiche Spiel zeigte sich auch bei den niedrigsten Temperaturen: der CO2-Gehalt sank noch eine Weile weiter, während die Temperatur wieder anstieg. Verzögert begann der CO2-Gehalt ebenfalls wieder der Temperatur folgend höher zu werden. Wie lässt sich das erklären?
Die Natur strebt bei allen Veränderungen ein Gleichgewicht an. Wenn die Temperatur höher wird, entsteht mehr pflanzliches Wachstum, die Pflanzen benötigen dazu CO2. Vermehrtes Pflanzenwachstum ermöglicht steigende tierische Population, da die Tiere mehr zu fressen haben. Diese atmen CO2 aus, was dann mehr pflanzliches Wachstum ermöglicht – es bestand (und besteht) ein immerwährender Kreislauf, der ständig nach-gesteuert wurde (und wird).
Die Umkehrpunkte der schon immer veränderlichen Temperatur beweisen seit eh und je den CO2-Gehalt der Luft als natürliche Folge der herrschenden Temperatur. Das Spurenelement CO2 mit einem derzeitigen Anteil von weniger als einem halben Promille in der Luft erhöht die Temperatur nur marginal und ist nicht entscheidend.
Man fragt sich, wann wird dieser natürliche Zusammenhang mit den daraus folgenden Konsequenzen endlich zur Kenntnis genommen? Übrigens zeigen Aufnahmen von Satelliten, dass als Folge steigender Temperaturen (Klimawandel) die Sahelzone grüner wird. Die schmelzenden Gletscher geben Relikte üppiger Vegetation aus grauer Vorzeit frei, Grönland entspricht unserer Bezeichnung Grünland, war daher einst eine grüne Insel. Dass unsere Erde seit Jahrmillionen extremen Temperaturschwankungen ausgesetzt war, lange bevor der Mensch auftauchte und fossile Brennstoffe in CO2 verwandeln konnte, ist bekannt.
Der Sonne ist unter anderem nicht nur verdanken, dass auf unserem blauen Planeten Leben entstehen konnte, sondern auch, dass naturgegebene Sonnenaktivitäten immer zu Schwankungen in der Strahlungsintensität und zu veränderten Temperaturen auf der Erde geführt haben, was weiterhin gilt. Die vom Forscherehrgeiz getriebene These, der CO2-Gehalt der Luft löse einen Treibhauseffekt aus und verändere Temperaturen messbar, verwechselt Ursache und Wirkung. Josef Bordat schreibt: „Das Jahr 1824 war ... Jean Baptiste Joseph Fourier entdeckt den Treibhauseffekt“. Fourier konnte die Publikation von Justus von Liebig von 1840 „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ über den Wirkungszusammenhang des Wandels von Kohlendioxid zu Sauerstoff durch Pflanzen und umgekehrt durch Tiere noch nicht kennen. Die falsche These vom CO2-Treibhauseffekt war nun 1824 wie unausrottbares Unkraut in die Welt gesetzt worden. Dabei müsste die CO2-Treibhaustheorie immer dann, wenn bei klarem wolkenlosem Sternenhimmel Kälte zu spüren ist, was bei einem wolkenverhangenen Himmel nicht der Fall ist (Wolken halten die Wärme zurück), infrage gestellt werden und zur „Wolken-Treibhaustheorie“ korrigiert werden.
Warum wird am CO2-Treibhausmärchen so verbissen festgehalten? Die Wahrheit würde parteipolitische und wirtschaftliche Einzelinteressen empfindlich stören und die fatale Energiewende als Unfug bloßstellen. So wird gelogen, Böses unterstellt und als „rechts“ diffamiert. Die infame Behauptung vom bevorstehenden Hitzetod hat nur das Ziel, Menschen mit Angst gefügig zu machen, den Irrsinn der Zerstörung unserer ehemals günstigen und sicheren Energieversorgung und unseres Wohlstands fatalistisch, widerstandslos hinzunehmen. Die Wahrheit wird sich dennoch durchsetzen.
Max Bayer, 91792 Ellingen

Anzeige

Tage der offenen Türe
für Wohn- Interessenten im Haus Simeon

Das erste Seniorenwohnen seiner Art für katholische Priester im Ruhestand im wunderschönen Allgäu

TERMINE: • Montag, 10.03.2025
• Montag, 31.03.2025
jeweils von 10:00-16:00 Uhr

Für das leibliche Wohl ist gesorgt.

HAUS SIMEON

Haus Simeon gemeinnützige GmbH
Robert-Weixler-Str. 23 • 87439 Kempten
www.haus-simeon.com
info@haus-simeon.com
Tel. 0831 / 570 577 841

Was Luther zur Männerweihe sagte

Die Weihe schützt die kostbarste Gabe

Zum Leserbrief „Daran werden sich die Geister scheiden“ von Professor Dr. Dr. Karl-Heinz Kuhlmann (DT vom 30. Januar): Der Behauptung, es sei „nach dem Neuen Testament eindeutig belegt, dass Jesus keine Priester wollte“, liegt ein Schriftverständnis zugrunde, das nicht dem der katholischen Kirche entspricht. Nach katholischem Glaubensverständnis ist die Heilige Schrift nicht isoliert zu lesen, sondern als Selbstoffenbarung Gottes innerhalb seines Volkes nur zusammen mit der Überlieferung. Jesus Christus, das menschgewordene Wort Gottes, spricht in der Gemeinschaft der Kirche. Sie bewahrt sein Wort. Der Kirche ist die vom Heiligen Geist gewirkte, verbindliche Auslegung seines Wortes durch das Lehramt anvertraut, das an die von Anfang an überlieferte Glaubenswahrheit gebunden ist. So kann die Heilige Schrift nur in der Gesamtheit der Offenbarung verstanden werden. Der heilsgeschichtliche Zusammenhang, in dem die Abendmahlsworte „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“ gesprochen werden, bezeugt, dass Jesus als ewiger Hoherpriester bei der Einsetzung der Eucharistie den Aposteln an seinem Mittlertum Anteil gegeben hat.
Jesus redet nicht vom Priestertum. Er vollzieht es und führt sein Erlösungswerk in der Gegenwärtigsetzung von Kreuzestod und Auferstehung weiter. Gemäß seinem Auftrag „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ haben in der Nachfolge der Apostel Bischöfe und Priester durch das Weiheamt Anteil an seinem Hohepriestertum (vgl Hebr 8), um die Gegenwart Christi in den Gestalten von Brot und Wein zu vermitteln. Christus schenkt seine erlösende Gegenwart, wenn die Zwölf, beziehungsweise deren Nachfolger, seinen Auftrag erfüllen: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Stets hat die Kirche diese Sendung durch Handauflegung an Bischöfe und Priester weitergegeben. Sie vermitteln den lebendigen Christus, Quelle und Mitte des neuen Bundesvolkes. Das heilige Messopfer, das, wie auch Zweite Vatikanum festhält, Quelle und Höhepunkt kirchlichen Lebens ist, kann nur von geweihten Priestern dargebracht werden. Zur gültigen Feier der heiligen Eucharistie und zur Realpräsenz gehört diese kirchliche Beauftragung, die Weihe.
So schützt die Kirche ihre kostbarste Gabe, Jesus selber, der sich für das Leben der Welt hingibt (vgl Joh 6). Der Priester ist Zeichen dafür, dass das Leben der Kirche von Gott kommt.
Die Lehre der Kirche ist ein sicherer Maßstab. Dass „nicht alle den Glauben annehmen“ (vgl 2 Thess 2, 16) und dass spaltende Irrlehren grassieren, ändert daran nichts. Aber der Glaube ist eine Gnade, die erbetet werden muss.
Mag. Sylvia Albrecht, A-6830 Rankweil

Zur „Brandmauer“ gegen die AfD

Millionen Wähler werden ignoriert

Das Wort Demokratie bedeutet laut Wikipedia „Macht oder Herrschaft des Volkes“. Geheime Wahlen und die Teilnahme aller an der politischen Willensbildung sind die wesentlichen Elemente der Demokratie. Die Argumente der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen müssen in einer Demokratie auf den Tisch und ohne Scheu öffentlich diskutiert werden können. Zur Demokratie gehört auch das Einhalten von Spielregeln – gewählt ist gewählt, auch wenn es für einen oder anderen Teilnehmer nachteilig sein möge.
Ich halte die „Brandmauer“ zur AfD für einen politischen Fehler (zuletzt DT vom 6. Februar). Wir können nicht Millionen von Wählern ignorieren, man muss sich mit ihren Argumenten auseinandersetzen. Wenn die Argumente gut sind, dann sollte man diese vorbehaltlos akzeptieren. Schildbürgerstreiche wie den Abriss aller Windkrafträder, natürlich nicht. Die „Brandmauer“ verleiht kleineren Parteien überproportionalen politischen Einfluss, wie wir es gegenwärtig erleben. Anderseits besteht die Gefahr, dass bei einer Wirtschaftskrise die AfD unverhältnismäßig große Bedeutung erlangt. Sie kann argumentieren: „Das haben wir nicht verursacht, wir waren von allen politischen Entscheidungen ausgeschlossen“. Eine Gesellschaft, die eine „Brandmauer“ errichtet, um große Teile der Bevölkerung mit ihren Argumenten von der Willensbildung auszuschließen, untergräbt die Demokratie.
Dr. Karl Hahn, 36469 Bad Salzungen

Schönstatt und der Synodale Weg

Mehr als eine polarisierte Debatte

Man wird den Ausführungen von Pater Felix Geyer zur segensreichen Spiritualität der Schönstatt-Bewegung gerne zustimmen (DT vom 30. Januar). In meiner Kirchengemeinde erinnert man sich dankbar an das Wirken eines zu Schönstatt gehörenden Priesters.
Umso weniger verständlich ist das Bekenntnis von Pater Geyer zu der Art von Synodalität, wie sie vom ZdK im Synodalen Weg praktiziert wurde und wird. Entgegen allen Bitten und Warnungen aus Rom hat sich die Arbeit des Synodalen Wegs auf Veränderungen von Strukturen beschränkt und den von Papst Franziskus angemahnten Weg der Neuevangelisierung übergangen – nicht ohne durch die Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal Marx und Bischof Bätzing, in rabulistischer Verdrehung tatsachenwidrig zu behaupten, man sei in voller Übereinstimmung mit dem Papst. Zu den Beschlüssen liegen ausführliche Stellungnahmen vor, unter anderen von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Bernhard Meuser, Pater Engelbert Recktenwald, den Bischöfen Voderholzer und Kardinal Woelki. Durchgehender Tenor: Wesentliche Aussagen des Synodalen Wegs stehen im Widerspruch zur geltenden katholischen Lehre.
Für den Schreiber dieser Zeilen sind insbesondere zwei Positionen unverständlich. Einmal die Übernahme der Gender-Ideologie, wonach das Geschlecht Ergebnis einer sozialen – widerrufbaren – Konstruktion ist (Butler) – eine Behauptung, über die Biologen nur lachen. Zum andern die Zuweisung einer uneingeschränkten Autonomie des Menschen auch gegenüber Gott, eine Konstruktion, die sich auf Kant beruft (Magnus Striet). In meinen Augen verlangt die Zustimmung zu diesen vom Synodalen Weg übernommenen Annahmen eine Selbstaufgabe der Vernunft.
Dass der Leiter der Schönstattfamilie damit keine Schwierigkeiten hat und im leider erforderlichen Streit lediglich eine „polarisierte Debatte manchmal überspitzt“ sieht, ist schwer nachvollziehbar.
Dr. Detlef Mahnke, 64658 Fürth

HINWEIS

Leserbriefe sind keine redaktionellen Meinungsäußerungen. Kürzungen behalten wir uns vor. Wir lesen alle Zuschriften aufmerksam, bitten aber um Verständnis, dass wir keine Auskunft darüber geben können, warum einzelne Leserbriefe nicht veröffentlicht wurden. Wir freuen uns über Ihre Zuschriften: leserbrief@die-tagespost.de.
DIE REDAKTION

Die Tagespost
Katholische Wochenzeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur
Vormals Deutsche Tagespost
Katholische Zeitung für Deutschland.
1948 begründet von Johann Wilhelm Naumann

Herausgeber:
Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung, vertreten durch Dr. Norbert Neuhaus, Bernhard Müller, Clemens Neck, Christoph Konopka

Chefredakteur: Guido Horst
Geschäftsführerin: Barbara Sollfrank

Redaktion:
Stefan Ahrens (Im Gespräch, Feuilleton, Medien), Stephan Baier (Außenpolitik, Büro Österreich, EU-/Südosteuropa-Korrespondent), Regina Einig (Kirche aktuell, Religiöse Literatur), Franziska Harter (Ehe & Familie), Guido Horst (Büro Rom/Vatikan-Korrespondent, Theologie & Geschichte, Chef vom Dienst), Maximilian Lutz (Chef vom Dienst Online-Redaktion), Dr. Sebastian Moll (Kultur), Dr. Sebastian Ostritsch (Literatur, Salon, Reise & Lebensart), Jakob Ranke (Online-Redaktion), Stefan Rehder (Korrespondent für Bio-Ethik, Glaube & Wissen), Sebastian Sasse (Politik, Medien, Wirtschaft)

Erscheinungsweise: donnerstags

Monatlicher Abonnementpreis einschließlich gesetzlicher Mehrwertsteuer bei Inlandslieferung: EUR 18,25 einschließlich der Kosten für Postzustellung. Abonnements sind zum letzten Tag eines Kalendermonats kündbar, sofern uns die Kündigung bis zum 10ten des laufenden Monats zugeht. Maßgeblich ist der Zugang beim Verlag. Änderungen des Bezugspreises werden im Monat vor dem Inkrafttreten in der Zeitung angekündigt. Sie gelten für alle laufenden Abonnements. Bei Nichterscheinen der Zeitung infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1. Januar 2025. – Die Tagespost unterzieht sich der laufenden Auflagenkontrolle durch die IVW. Für unverlangt eingesandte redaktionelle Beiträge wird eine Gewähr nicht übernommen. Rücksendungen erfolgen in jedem Fall nur, wenn Rückporto beiliegt.

Druck: Main-Post GmbH

Johann Wilhelm Naumann Verlag GmbH,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
Telefon: Zentrale 0931 / 30863-0,
Buchhaltung 30863-25,
Vertrieb 30863-32 - Fax 30863-33
(vom Ausland aus: 0049 vorwählen)
E-Mail: info@die-tagespost.de
LIGA Bank, IBAN: DE50750903000003010201,
BIC: GENODEF1M05

Internet: www.die-tagespost.de
www.die-tagespost.at

Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
LIGA Bank, IBAN: DE53750903000003010244,
BIC: GENODEF1M05

BEILAGENHINWEIS

Die Gesamtauflage enthält eine Beilage von ADF International Deutschland und Plan International Deutschland e.V.